

Eberhard Dennert

Das Weltbild im Wandel der Zeit

1.-4. Tausend., Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses, 1909

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726678865>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



Das Weltbild
im Wandel der Zeit

von
Prof. Dr. E. Wernert.



86

KBAT 592

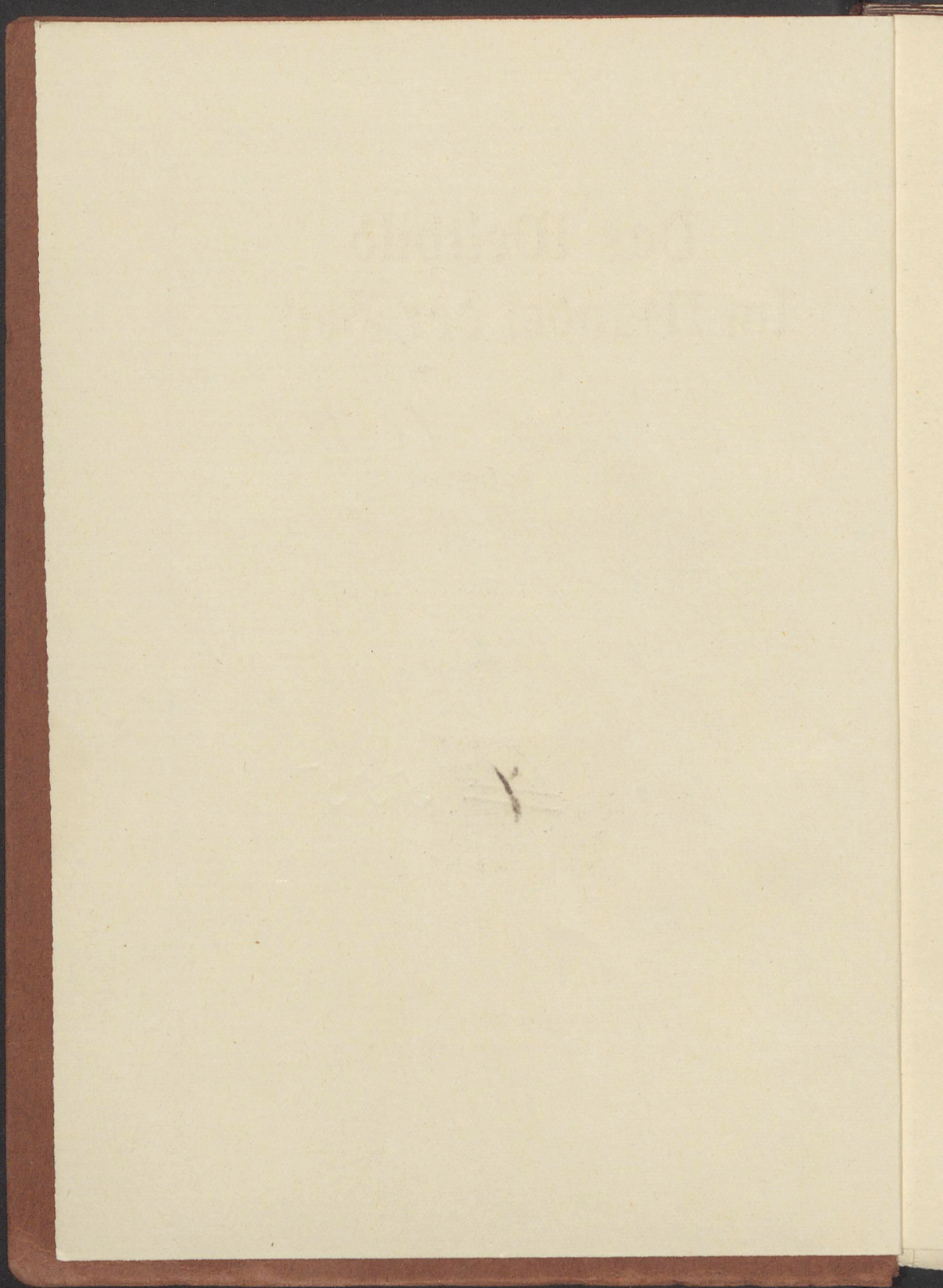
Konstanz 1. - 170 911

Eigentum der
Kirchenbibliothek

Das Weltbild im Wandel der Zeit.

v. St. Petri.

No: ~~575~~ 555



Das Weltbild im Wandel der Zeit.

Don

Prof. Dr. E. Dennert.

1.—4. Tausend.



Hamburg 1909.

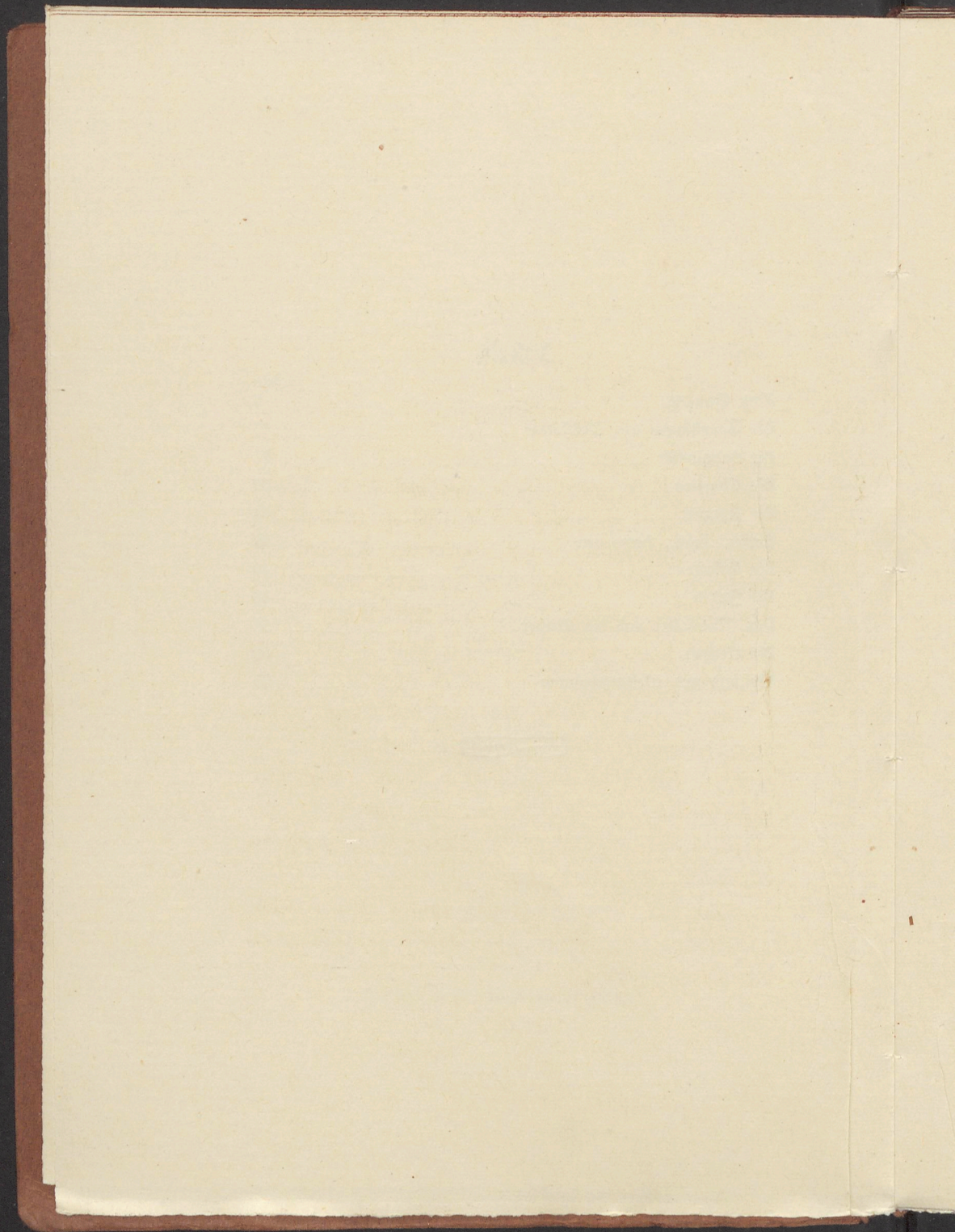
Agentur des Rauhen Hauses.

Druckerei des Rauhen Hauses, Hamburg 26.

Inhalt.

	Seite
Zum Eingang	7
Die Grundlagen des Weltbildes	17
Die Babylonier	21
Die Chinesen	27
Die Ägypter	31
Perfer, Inder, Germanen	35
Die Griechen	40
Die Juden	48
Das Mittelalter und die Araber	56
Die Neuzeit	60
Weltbild und Weltanschauung	65





Zum Eingang.



Es ist ein interessantes Schauspiel in der Gegenwart zu beobachten, wie sich das heutige Weltbild gestaltet und entwickelt. Da sind die Forscher an allen Ecken und Enden an der Arbeit, und jede neue Entdeckung, ja, jede neue Erforschung ist ein Baustein in dem hochansehnlichen Bau, der sich heute schon vor unsern staunenden Blicken erhebt.

Aber die Gegenwart steht auf den Schultern der Vergangenheit, und was so glänzend dasteht, ist — die heutige Arbeit an ihm zeigt es ja schon — geworden, geworden in einer langwierigen und mühevollen Vorarbeit in den vergangenen Jahrhunderten, ja, sagen wir es nur getrost, Jahrtausenden. —

Auch hier herrschte Entwicklung. Vielleicht ist die Entwicklung sogar nirgends so klar und durchsichtig wie auf geistigem Gebiet.

Wir sind heute in der Naturwissenschaft gewohnt, das fertige Gebilde nach seiner Entwicklung zu beurteilen, ja, wir wissen es heute sogar ganz genau, daß wir es nur dann wirklich verstehen werden, wenn wir den langen Gang der Entwicklung kennen, den es genommen hat. Und das gilt auch wieder von den Gebilden auf geistigem Gebiet in ganz besonderem Maße. Wer wollte es wohl heute noch unternehmen, den Geist einer Zeit allein aus sich heraus zu verstehen, die Gegenwart ohne Zuhilfenahme der vergangenen Geschichte zu beurteilen?

Das Weltbild der Gegenwart beruht so auch auf einer langen Geschichte, deren Endglied, deren Entwicklungsprodukt es ist. Wollen wir daher dieses unser Weltbild wirklich voll und ganz verstehen, so müssen wir die vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende nach dem ihrigen fragen. Und es ist in der That ein hochbedeutungsvolles Bild, das uns die Geschichte in dieser Hinsicht enthüllt: das Ringen und Arbeiten der Menschheit nach Verständnis ihrer Welt-Heimat, es ist eine Geschichte der Irrtümer — wie sollte es anders sein —; aber es ist auch eine Geschichte edelsten Strebens nach Wahrheit und Licht.

Und wenn man diese lange Entwicklung betrachtet und dann auf unser heutiges Weltbild schaut, was dann? nun dann wollen wir uns nicht die Hände reiben, weil wir es so herrlich weit gebracht, sondern dankbar derer

gedenken, die vor uns arbeiteten und denen das Licht unserer Tage versagt war. Aber noch eins, wir wollen auch daran denken, daß auf unser Weltbild ein späteres Jahrhundert vielleicht ebenso verächtlich herabschauen kann, wie manche Samulus-Seelen der Gegenwart auf das Weltbild des Mittelalters. Wir stehen eben noch nicht auf der Höhe.

Einen kleinen Blick auf die Entwicklung des Weltbildes will das vorliegende Schriftchen werfen. Möge es dem Leser die eben geschilderten Gedanken nahebringen.

Aber noch etwas anderes ist mit diesem Schriftchen bezweckt.

Das Weltbild hat einen ganz unverkennbaren Einfluß auf den Charakter des Volkes, oder vielmehr wir müssen umgekehrt sagen: Der Charakter des Volkes hat einen unverkennbaren Einfluß auf sein Weltbild. Es sollte nicht so sein; denn das Weltbild sollte im Gegensatz zur Weltanschauung*) als das Forschungsergebnis nicht von derartigen Faktoren beeinflusst werden. Früher aber geschah es vielfach. Und der Grund dafür lag darin, daß bis in die Neuzeit hinein, kann man sagen, das Weltbild mit der Weltanschauung verquickt war,

*) Vergleiche zu dieser wichtigen Unterscheidung meine Schrift: „Weltbild und Weltanschauung“ (Keplerbundschrift). 8. Tausend. Godesberg, Naturwiss. Verlag, 1909. 1 Mk.

bezw. daß man Weltbild und Weltanschauung nicht auseinander hielt, indem man nur gar zu leicht die nüchternen Forschungsergebnisse mit metaphysischen Elementen durchsetzte und eben dadurch zur Weltanschauung vorwärtsschritt.

Doch dies nebenbei.

Es ist nun hochinteressant, die Weltbilder der Vergangenheit und einzelner charakteristischer Völker eben nach dem Charakter der letzteren zu betrachten, also Weltbild und Volkscharakter zu vergleichen. Auch dafür soll die vorliegende Schrift einige Pinselstriche liefern, nur einige Striche; denn sonst hätte sie eine Geschichte der Naturwissenschaft und eine Geschichte der Menschheitscharaktere liefern müssen.

Was sie beabsichtigt, ist daselbe, was ihre Vorgänger im gleichen Verlag wollten: anregen zu eignen Gedanken, zu eigener Beobachtung. Wenn ihr dies gelingt, dann ist ihr Verfasser froh und dankbar.

Godesberg, Frühjahr 1909.

E. Dennert.



solange es denkende Menschen auf der Erde gibt, haben sie sehrend und ahnend emporgeschaut zu den Gefilden der Sternenwelt, zur leuchtenden Sonne und zum schimmernden Mond.

Mit dem ersten Gedanken und dem ersten Augenaufschlag in die Welt hinaus stürmten auf den Menschen die gewaltigen Rätsel ein, die ihn allenthalben auf dieser Erde umgeben: in dem Stoff mit seinen dunkeln Tiefen in gleicher Weise wie in der Bläue des Himmels, in den Kräften, die das Weltall bewegen ebenso wie in den Winkeln des eigenen Herzens mit seinen Leidenschaften. Wo fangen die Rätsel an, wo hören sie auf? Und in diese bohrenden Rätsel hinein webt sich das Sehnen nach einer Welt des Lichts und der Klarheit, der Ruhe und des Friedens, und das tiefe Ahnen, daß es jenseits des Stoffes und der ewig rollenden Sterneneere, jenseits der gewaltigen Kräfte des Weltalls und auch jenseits des sehrenden Menschenherzens ein Reich des Geistes geben muß, in dem sich die Rätsel des Stoffes und des Menschentums auflösen müssen.

So war es vor Jahrtausenden, so ist es noch heute: Die Rätsel blieben dieselben und das Sehnen des Menschen blieb auch dasselbe, und doch zwischen jenem ersten Tage, als die Menschheit staunend vor der Morgenröthe ihres Lebens stand und um sich und in sich eine Welt entdeckte, und unserer Gegenwart, welch ein riesiger Unterschied und welch ein beschwerlicher Weg liegt dazwischen? Ein Weg über gewaltige Abgründe des Denkens, ein dorniger Pfad des Irrtums, Blut edler Gottesjücher hat ihn getränkt, Tränen ungestillten Sehns haben ihn immer wieder geseuchtet; aber, gottlob, er ist auch langsam emporgestiegen aus der Niederung und hebt sich stetig weiter aufwärts zur Höhe. Wohl ragt sie noch hoch über uns, aber wir sehen sie doch, und ihr Gipfel ist schon umflossen von dem Licht, das wir oben erblicken werden, von dem Licht der ewigen Wahrheit, von dem uns Pilger der Gegenwart doch heute schon einige Strahlen treffen.

Wir, die wir an eine Offenbarung des Geistes und der Kraft glauben, wir wissen, daß jene Strahlen uns von dem ewigen Gott, dem Herrn der großen Welt und dem Herrn unseres kleinen Herzens, herkommen, und dankbar nehmen wir auf, was uns an ihnen Vergangenheit und Gegenwart geben, aber wir wissen auch eines und wollen es nie vergessen: die Menschheit ist in diese Welt gesetzt, um erzogen und emporgezogen zu

werden zu jener Welt des Lichts. Die volle Wahrheit, auf einmal dargereicht, würde uns verwirren, blenden, ja vernichten, nur langsam können wir sie erfassen, und zudem: der höchste Reiz, der größte Wert liegt in dem Selbsterarbeiteten, in dem durch wachsende Kraft Erungenen. Langsam nur kann die Menschheit erzogen werden zu einer bewußten und freien Betätigung sittlicher Kraft, und ebenso langsam nur kann die Erkenntnis der Welt, in welche sie hineingeboren war, wachsen!

Mit einer zwiefachen Aufgabe wurde der Mensch in die Welt gesetzt: einmal für die Entwicklung und Beherrschung der Stoffe und Kräfte der Außenwelt. Das ist der tiefe Sinn des uralten Bibelwortes an die ersten Menschen: macht euch die Erde untertan! Haben sie und ihre vielen Milliarden Kinder diese große Aufgabe gelöst? Wenn wir den Weg überblicken, den die Menschheit zur Erfüllung derselben gegangen ist, so muß uns ein Gefühl der Rührung erfassen, darüber, wie unablässig und stetig sie daran gearbeitet hat, auch da, wo alle Mühe aussichtslos erschien.

Und wie steht es denn nun heute? Ich sagte ja schon: die Rätsel sind dieselben geblieben und das Sehnen des Menschen auch; allein sein Weltbild ist doch im Wandel der Zeit und ihrer Entwicklung ein ganz anderes geworden, und es steht neben dem Weltbild der Mensch-

heit vor Urzeiten ungefähr so, wie unser elektrisches Licht neben dem qualmenden Kienspan jener Menschen. Und ist unser Weltbild nun die Wahrheit? Wohl gibt es Menschen, die es meinen, die tiefer denkenden wissen aber, daß die Wahrheit uns erst oben auf der Höhe leuchtet. Wohl glänzt das künstliche Licht der Gegenwart hell in unsre dunklen Nächte hinein, aber vor der Sonne des Tages erbleicht es zu einem schwachen Schimmer.

Aber ich sprach von einer doppelten Aufgabe des Menschengeschlechts: die zweite ist die Entwicklung zur sittlichen Persönlichkeit, sie ist die höhere, und sie ist verbunden mit der Ahnung und mit der Erkenntnis jener Überwelt jenseits des Stoffes, mit einer Erfassung des Gottesgeistes, des Schöpfers des Stoffes und des Menschenherzens, und mit einer Hingabe des eignen Ichs an diesen Gott-Vater der sittlichen Persönlichkeiten. So führt jene zweite Aufgabe zu den drei Grundpfeilern der Weltanschauung und jedes religiösen Lebens: Gott, Seele, Unsterblichkeit.

In welchem Verhältnis stehen nun aber die beiden Aufgaben des menschlichen Erdenlebens zueinander? Das ist eine wichtige Frage, und in ihr liegt mit ein Schlüssel für das Auf- und Abwogen in der Geschichte des Menschengeschehens, für seine hohen Flüge und für seinen jeweiligen tiefen Fall. Nichts war so schwer für

die Menschheit, als in der Lösung beider Aufgaben harmonisch fortzuschreiten, keine zu vernachlässigen, keine zu bevorzugen. Schroffe Hervorhebung der Weltbeherrschungsaufgabe erzeugte je und dann Zeiten des Materialismus, des Sinnengenusses, des sittlichen Verfalls. Inniges Sichversenken in die sittliche Aufgabe unter Vernachlässigung der anderen erzeugte Weltabkehr und Diesseits-Entfremdung.

Weltbeherrschung fordert Weltbeobachtung. Diese aber liefert das Weltbild, worunter ich lediglich die Summe der erfahrungsmäßigen Erkenntnisse von der Welt verstehe. Die sittliche Aufgabe hingegen hängt mit der vom Weltbild scharf zu scheidenden Weltanschauung zusammen, welche aus dem Weltbild mit Zuhilfenahme von übersinnlichen Momenten (z. B. Gott oder Zufall) eine Erklärung von Welt und Menschentum aufbaut. So sind Weltbild und Weltanschauung zwar durchaus nicht identisch, aber sie stehen doch in engem Zusammenhang. Sie waren im Altertum eng miteinander verbunden und lösen sich erst in der Neuzeit voneinander. Oft genug beobachteten wir auch Beziehungen zwischen dem Charakter eines Volkes und seinem Weltbild.

Wie steht es nun in der Gegenwart mit jenen beiden Aufgaben der Menschheit, und wie sollen wir uns in unserem Streben, sittliche Persönlichkeiten zu werden, zu dem Weltbild stellen, welches die heutige Erkenntnis und

Unterweisung der Natur geschaffen hat? Das ist eine Frage, die wir uns vorlegen müssen, wenn wir als Diesseitsmenschen auch zugleich Pilger zum Jenseits sein und keine Seite unserer gottgewollten Natur verkümmern wollen. Möge der Leser zur Beantwortung dieser Frage mit mir einmal einen Gang durch die Geschichte der Menschheit hinsichtlich ihres Weltbildes tun.



Die Grundlagen des Weltbildes.

Es wäre Kühnheit, wollten wir sagen, wie die ersten Menschen die sie umgebende Welt auffaßten, aber es ist doch wohl anzunehmen, daß der gestirnte Himmel über ihnen mit seiner den Tag beherrschenden Sonne und seinem die Nacht erhellenden Mond in erster Linie ihre Bewunderung erregte und ihr Nachdenken in Anspruch nahm. Dies Bewußtsein des ersten Menschen ging vom eignen Ich aus, und als zum erstenmal der Begriff der „Welt“ in ihm aufdämmerte, wird er sie um sich herum gruppiert bezw. sich als ihren Mittelpunkt gefühlt haben. Dies war und blieb die Signatur des alten Weltbildes.

Das erste, wodurch die Orientierung in der Welt und im eignen Leben sehr wesentlich gefördert wurde, war die Entdeckung der Zeit, jenes großen Geheimnisses, dessen Wirklichkeit man seit mehr denn hundert Jahren so energisch anzweifelt und das trotz alledem wie ein unerbittlicher Tyrann unser Leben vom ersten aufsteigenden Tag in der Wiege an bis zur müde nieder-

sinkenden Nacht des Grabes beherrscht. Der gewaltige Wechsel von Licht und Dunkel, von Tag und Nacht war es, der in seinem steten Rhythmus die ersten Menschen belehrte, was die Zeit ist, und als sie das Bedürfnis empfanden, die dahin gehenden Tage zu gruppieren, da boten ihnen zunächst die Finger ein willkommenes Mittel: so entstand die fünfzählige Woche der Perfer und Skandinavier, die zehnzählige der Chinesen, Ägypter und Griechen oder gar die zwanzigzählige der alten Mexikaner.

Als eine der wunderbarsten Himmelserscheinungen wird unseren Ureltern aber bald das Kommen und Schwinden des Mondes und sein regelmäßiger Gestaltwechsel erschienen sein. Man beobachtete, daß dieser sich in fast dreißig Tagen vollzog, und das waren, nach fünf oder zehn gerechnet, sechs oder drei Wochen. Und nun die dritte große Beobachtung an der Königin des Himmels, der Leben und Segen spendenden Sonne. Möchte sie nun in den kalten Ländern als Wärmequelle geliebt oder in den heißen als gewaltiger Herrscher gefürchtet werden, stets wird man ihren Lauf am Himmel, ihr Aufsteigen und Niedersinken mit Interesse verfolgt und bald beobachtet haben, daß sie dabei ihren Ort ändert. Dies führte zur Entdeckung des Jahres mit seiner steten Wiederkehr der Jahreszeiten. So waren die Elemente der Zeit gefunden: Tag, Woche, Monat, Jahr, und sie

knüpften sich eng an die Beobachtung des Himmels und an die große Welt an, die rings den Menschen umgab. Die Entdeckung der siebenzähligen Woche forderte eine viel weitergehende Beobachtung des nächtlichen Himmels.

Bedeutend schwieriger als die Zeit fand der Mensch die Verhältnisse des Raums, jener anderen Grundlage des Weltbildes. Was und wie sind jene strahlenden Leuchten des Himmels, was ist die Erde und das Himmelsgewölbe, wie sind die wunderbaren Bewegungen der Gestirne um uns herum zu erklären? Das sind die großen Fragen, welche offenbar sehr bald den erwachenden Menscheng Geist zum Grübeln anregten und zur Antwort aufforderten. Uralte Kunde dringt zu uns herüber und sagt uns, welche Antworten man gab. In Babyloniens Niederung, in Mesopotamien und an den Ufern des Nils schlummert eine uralte Kultur; die Menschen, die sie hervorriefen, ruhen schon lange im ewigen Schlaf, aber an ihrer Statt haben die Steine gesprochen und Kunde gegeben von dem Weltbild ihrer Zeitgenossen. Und weit ab von diesen Stätten alten Menschentums, an der Küste Ostasiens, liegt eine andere, da wohnt noch heute ein Volk fast unverändert in den Sitten und Anschauungen seiner Väter: erstarrt und versteinert, wie ein im Schoß der Erde verborgenes, von Luft und Licht abgeschlossenes Petrefakt, lebt das Weltbild des Chinesen in der Gegenwart weiter.

Dorthier stammen die ältesten Nachrichten von menschlichen Gedanken über das Weltall, die uns überkommen sind. Wenn es aber wahr ist, wie man vermutet, daß das Weltbild Chinas und Babylons auf eine gemeinsame asiatische Quelle zwischen beiden schließen läßt, dann möchte dies vielleicht ein Beweis dafür sein, daß die Gedanken über die Außenwelt so alt sind wie der Mensch selbst.



Die Babylonier.

Nur flüchtig können wir skizzieren, wie jene Kindheitsvölker der Menschheit sich die Welt um sich herum aufgebaut dachten. Wir beginnen mit den Babyloniern oder Chaldäern, weil sie für das alte Weltbild von besonderer Bedeutung waren. Klarer Himmel und mildes Klima waren die Hauptkennzeichen ihres Landes; da ist es kein Wunder, daß sie gern emporblickten und die Gestirne beobachteten. Dabei fanden sie bald neben Sonne und Mond die fünf hellsten Planeten (Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn). Und auch dies ist nicht zu verwundern, daß sie bei der Beobachtung des Einflusses von Sonne und Mond auf Erde und Menschen bald zu einer ehrfürchtigen Verehrung der Gestirne kamen. Es will mir scheinen, als ob dort, wo der Mensch abseits von der geistigen Offenbarung Gottes seine Wege ging und daher Gott als geistige Persönlichkeit verlor, der Gestirnsdienst am natürlichsten ist und am nächsten liegt; es will mir nicht einleuchten, daß der unbefangene Naturmensch mit dem Fetischismus oder mit dem Animismus

seinen Götterglauben begonnen haben sollte; mußte der Glaube an die Sonne, die ihm als die gewaltigste Macht des Himmels erschien, nicht viel näher liegen?

So war es auch in Chaldäa, seine Bewohner beseeelten die Himmelskörper und übertrugen ihnen die Führung der Erden- und Menschenschicksale: das Zeichen für Gott ist in der Keilschrift ein Stern. Wohl war im Volk noch eine Ahnung geblieben von dem unsichtbaren Gott, der die Welt geschaffen; allein die sternkundigen Priester haben sie zum mindesten nicht genährt, sondern im Gegenteil dem Polytheismus zur Alleinherrschaft verholfen. Bei diesem Polytheismus wurden die Götter mit Naturerscheinungen in Zusammenhang gebracht; nicht nur Sonne, Mond und Planeten wurden zu Göttern, sondern auch die Erde und die Wassertiefen, und auch im Gewitter stürmt ein Wettergott einher. Und neben diesen gibt es noch ein zahlreiches Götterheer, wobei stets zweierlei auffällt: die Beziehung zu Naturerscheinungen und die menschliche (anthropomorphe) Auffassung der Götter.

Die Zeitrechnung der Babylonier erfuhr eine große Verbesserung durch Annahme der Zahl 7, die sie wegen der Zahl der Planeten (5, mit Sonne und Mond 7) so stark hervorhoben. Ihre besondere Vorliebe galt dem Mond, und nach ihm teilten sie das Jahr ein, das sie zu 360 Tagen rechneten (12 Monate zu 30 Tagen), da

dies mit dem Sonnenjahr nicht stimmt, so fügten sie alle sechs Jahre einen Schaltmonat ein. Der Gang der Sonne und des Mondes durch den sogenannten Tierkreis war den alten Babyloniern schon bekannt, auch benutzten sie das Gnomon (eine Stange als Schattenmesser), sowie Sonnen- und Wasseruhren.

Doch wie gestaltete sich nun in diesem hochbegabten Volk, das seine Kultur allen seinen Nachbarn schenkte, das Bild des Weltalls? Es war durchaus das einfach naive des sinnlichen Augenscheins: Über der Erde wölbt sich die halbkugelige Himmelsdecke, deren Innenseite die Sterne trägt, über ihr lagert das Wasser, das den Regen spendet, wenn ein Schieber fortgezogen wird. Die von Wasser rings umflossene Erde ist nun nicht gerade eine Scheibe, sondern sie ist nach oben gewölbt, so entsteht unter ihr gleichsam als Kellergewölbe die Unterwelt, das Reich der Abgeschiedenen. Das klang alles gar einfach und natürlich, und man sah trotz eifriger Beobachtung des Himmels keinen Grund, sich die Sache anders vorzustellen.

Und inmitten dieses Weltbildes stand der Mensch. Es ist nun sehr bezeichnend, wie der Chaldäer sich und sein Schicksal mit diesem seinem Weltbild verwob. Sonne, Mond und Planeten beherrschen Erde und Himmel, also mußten sie auch den beherrschen, der beider Zentrum darstellt, den Menschen. Dies ist der einfache Schluß,

auf dem sich jener grandiose Irrtum aufbaute, den die Chaldäer nebst ihrem Weltbild den folgenden Jahrtausenden überlieferten, die Astrologie. Jene sieben wunderbaren Wandelsterne mit ihren oft so rätselhaften Bewegungen am Himmelsgewölbe beherrschen eben alles, den Sommer mit seiner Hitze und Dürre, den Winter mit seiner Kälte, den Regen und den Sturm, das Werden, Leben und Vergehen jedes Wesens, auch des einzelnen Menschen. Ewig wechselnd sind ihre gegenseitigen Stellungen am Himmel, und wie sie sich bei der Geburt des einzelnen Menschen mit den anderen Sternen gruppierten, das ist und bleibt maßgebend für sein ganzes Schicksal, für alle Verhältnisse seiner Person. Wer in den Sternen lesen kann, der weiß vorauszusagen, was mit jedem Menschen in diesem Erdenleben geschehen wird, und wie sich dort oben in unerbittlicher Strenge die Wandlungen der Gestirne vollziehen, danach richtet sich unbeugsam, unabwendbar das Geschick der Erdensohne.

Schiller läßt Wallenstein zu Illo sagen:

Die himmlischen Gestirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Säemann bloß bezeichnen sie die Zeiten
Der Ausfaat und der Ernte. Auch des Menschen Sinn
Ist eine Anfaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.

Da tut es not, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenstunde auszulesen,
Des Himmels Häuser forschend zu durchspüren,
Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens
In seinen Ecken schadend sich verberge.

Mit dieser Anschauung fügt sich das uralte Weltbild der Chaldäer und Babylonier zu einem streng geschlossenen Kreis zusammen. Wer wollte ihm seine Bewunderung versagen! Aber es ist die Bewunderung, die mit dem Gefühl des Zermalmtwerdens verbunden sein kann. Ein schrecklicher Fatalismus lagert über dem Anhänger dieser erdrückenden Weltanschauung, wie viele arme, irrende Menschenkinder haben in seinem Zauberneß befangen zitternd und zagend, hoffend und sehrend emporgeschaut zu den vermeintlichen funkelnden Boten ihres Geschicks, und wie viele haben gefesselt von diesem Irrtum ihre Schicksalswege selbst eigenmächtig auf ein verhängnisvolles Ende hingeführt; so war es vom alten Babylon an bis zur Zeit des blutigen Krieges, der unser Deutschland bis auf das Mark zerrüttete, und als Wallenstein in den Sternen sein Geschick zu lesen glaubte und ihnen folgend unterging.

So beeinflusste schon im Altertum und dann das ganze Mittelalter hindurch das Weltbild die Taten und die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen.

Neben der Frage nach dem Wie? des Weltalls erstand nun aber auch schon frühzeitig die andere tiefere nach dem Woher? — Auch für diese hatten die alten Babylonier schon eine Antwort: Der Gott Marduk ist der Schöpfer der Welt. Die Herrschaft der Götter wurde durch den furchtbaren Drachen Tiamat bedroht, da erteilen sie dem Marduk den Auftrag, ihn zu bekämpfen, er besiegt ihn in der Tat und bildet aus seinem Leichnam die Welt.



Die Chinesen.

Während diese Anschauungen in Westasien entstanden und sich festsetzten und untergingen, herrschte im fernen Osten am Gestade des Stillen Ozeans in Jahrtausende währendender Abgeschlossenheit starr und unentwickelter die Anschauung des chinesischen Volkes. Uralt sind auch hier die Beobachtungen des Himmels, die sie mit den schönen, jetzt aus Peking zu uns überführten Instrumenten machten. Sie bestimmten die Zeit verhältnismäßig richtig und wußten sogar schon frühzeitig, daß das Jahr $365\frac{1}{4}$ Tage lang sein mußte. Schon vor 4000 Jahren gab der Kaiser Wongti einen Kalender heraus; sie berechneten Sonnen- und Mondfinsternisse und kannten den Tierkreis, teilten ihn aber anders ein als die Babylonier.

Freilich kamen sie bei alledem in der langen Zeit wenig weiter, so konnten sie eine Kalenderverbesserung allein nicht fertig bringen: vor 300 Jahren wurde sie ihnen von den Jesuiten gemacht, und bei den himmlischen Verfinsterungen glaubt das Volk in China noch heute, der „Himmelsmund“ fresse ein Stück aus der

Sonne und dem Mond heraus, weshalb es das Ungeheuer mit Gong und Trommel zu vertreiben sucht. Der Kaiser und seine Beamten aber betrachten die Verfinsterung als eine Unregelmäßigkeit am Himmel, die Unheil bringt, sie werfen sich zu Boden und flehen den Himmel an, sie abzuwenden.

Anders als in Babylon sieht nämlich der Chinese den ganzen Himmel als Einheit bei seinem Weltbild an; weniger als die Sonne spielt dabei der große Bär eine Hauptrolle. Die Eigenart des chinesischen Klimas brachte wohl den Eindruck der großen Regelmäßigkeit der Himmelserscheinungen hervor. Daher ist es zu einer Vergöttlichung der einzelnen Himmelskörper wohl nie in China gekommen. Vielmehr ist der Himmel als Ganzes der Vater der Welt. Es ist beachtenswert, daß in diesem chinesischen Himmelsglauben deutliche monotheistische Anklänge liegen.

Heute sind die alten Anschauungen nicht nur verknöchert, sondern auch ganz polytheistisch geworden; denn das Volk huldigt einem krassen Götzendienst und Aberglauben, es betet Tausende von Götzen an, und unter ihnen finden sich viele, welche Naturereignisse leiten: ein Regengott, Donnergott, Feldgott, Flußgott usw.

Jene Uranschauung von der Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit am Himmel hat nun aber auf das

ganze Leben des chinesischen Volkes einen bedeutsamen Einfluß: die große Erhabenheit des Himmels, die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, die Zweckmäßigkeit der ganzen Natur sind ein Vorbild des Menschen; aber der Himmel bestimmt auch das Leben des Menschen, doch nicht als unabwendbares Geschick wie bei den babylonischen Astrologen, vielmehr kommt es auch auf die guten oder bösen Taten des Menschen an. Späterhin hat allerdings, wohl durch babylonische Einflüsse, auch in China der astrologische Aberglaube in der spez. „Geomantie“ Eingang gefunden. Von diesem Himmels- und Weltbild aus versteht man auch den hervorstechendsten Charakter der chinesischen Anschauungen: die Ehrfurcht gegen den Himmel als den „höchsten Kaiser“ und gegen die Ordnung der Natur erzeugt Ehrfurcht gegen den irdischen Kaiser, gegen den Staat und gegen die Eltern, und von hier aus wieder erklärt sich der Ahnendienst, welcher die heutige chinesische Volksreligion beherrscht. Es ist wunderbar, wie sich danach das religiöse Leben der Chinesen geordnet hat. „Der Hausvater opfert im Hause den Ahnen; die Staatsbeamten öffentlich den Jahreszeiten; der Kaiser allein bringt das große Opfer für den „Himmel“ dar.“ Was uns aber vor allem interessiert, das ist einmal der Zusammenhang zwischen Weltbild und persönlichem Leben des Menschen, wie es uns hier in China so auffallend entgegentritt; denn die

starre Gesetzlichkeit des Weltalls, des Himmels hat auch jeden einzelnen in Fesseln geschlagen. Sodann ist es bemerkenswert, daß hier der Himmelsdienst das ursprüngliche, und daraus folgend der Ahnendienst das zweite war, während man heute oft den letzteren als das primäre annimmt.



Die Ägypter.

Das dritte interessante Land des alten Weltbildes ist Ägypten. Anders als in China bietet hier Himmel und Erde dem Menschen ein Bild voller Gegensätze: im Osten und Westen die glühende Wüste, in der Mitte das Niltal mit seinen wohltätigen Überschwemmungen und seinem fruchtbaren Schlamm; um Mittag der brennende wolkenlose Himmel, am Morgen aber eine grimmige Kälte; scharf getrennte Jahreszeiten verwandelten das Land einmal in einen blühenden üppig fruchtbaren Garten und dann wieder in eine dumpf brütende leblose Wüste. Das war vor allem die Macht der Sonne und des Lichts. Es ist nicht zu verwundern, wenn daher die alten Ägypter frühzeitig schon ihre Blicke zum Himmel emporrichteten und die Himmelskörper schon 4000 v. Chr. als beseelt dachten, ebensowenig aber kann man sich wundern, daß sie bald der Sonne fast ausschließlich göttliche Verehrung zuteil werden ließen. Ursprünglich herrschte nach Brugsch auch in Ägypten eine reinere monotheistische Gottesauffassung, wie sich aus einer

Handschrift ergibt, die wohl die älteste der Welt ist: Gott bezeichnet dort „die tätige Kraft, welche in periodischer Wiederkehr die Dinge erzeugt und erschafft, ihnen neues Leben verleiht und die Jugendfrische zurückgibt.“ Es ist sehr bezeichnend, wie auch hier schon in das Weltbild die Natur des Landes mit hineinspielt; denn diese periodische Wiederkehr ist ja unbedingt auf die vorhin gekennzeichnete Eigenart des Landes, insbesondere auf die Überschwemmungen des Nils zurückzuführen. Allgemach wurde aber die Gottesanschauung mehr pantheistisch, und man dachte an eine Weltseele, deren Glieder die Teile des Kosmos sein sollten; die späteren Götter sind offenbar als lokale Schutzgeister aufzufassen.

Wunderbar, und noch nicht aufgeklärt ist es, wie nun der Tierdienst der Ägypter mit ihrem Weltbild in Verbindung steht. — Wie gesagt, hohe Verehrung zollte man der Sonne, aber sie war nur das Auge des Sonnengottes Râ. Ein eigenartiges Licht auf den Zusammenhang dieser Gottheit mit dem Weltbild ist die spätere Teilung derselben und die verschiedene Darstellung: die Morgensonne Hor wurde als Kind mit dem Finger im Munde dargestellt; Râ blieb die königliche Sonne des Mittags; Tum, die Abendsonne, ist ein Greis, der sich auf einen Stab stützt; aber auch noch eine nördliche Sonne Charum gab es, die unter der Erde weilt. Hieraus ergibt sich, daß die Ägypter die große Frage

stellten, welche wunderlicherweise den Babyloniern wohl nicht aufstieg: was wird aus der Sonne des Nachts? — Auch den Ägyptern war der Himmel ein Deckengewölbe über dem Erdboden, unter dem die Unterwelt als Keller lag. Und nun dachten sie, daß die Sonne in der Unterwelt jede Nacht stirbt und einer neuen, jungen Sonne Platz macht, die zunächst der Mond als Mutter bewacht. Nach einer anderen Deutung stirbt die Sonne nicht in der Unterwelt, sondern muß dort auf dunklen und dornigen Pfaden wandeln, um nach dem Leiden wieder siegreich aufzuerstehen.

Diese poetische Auffassung des Sonnenlaufes übertrug der Ägypter nun auch auf das Menschenleben: auch der Mensch wird geboren, steigt empor zur Höhe des Lebens, wird alt, stirbt und steigt jenseits des Nils in den westlichen Bergen, wo die Sonne untergeht, hinab zur Unterwelt, wo er Gefahren und Kämpfe zu bestehen hat; aber wie die Sonne so wird auch die Menschenseele einst zurückkehren und ihren alten Leib wieder einnehmen. Daher stammt die Sitte, die Leichen einzubalsamieren.

Mit schönen Worten vergleicht Tröls-Lund diese fröhliche Lebensanschauung mit den Denkmälern Ägyptens: „Schlank wie ein Obelisk, regelmäßig und festgegründet wie eine Pyramide, geneigt zu einförmiger Wiederholung wie ihr Bilderschmuck, ragte diese Erklärung hinauf, in Sonnenlicht gebadet, kantig und steif. Es ist ebenso

bezeichnend für sie, daß das Höchste hier zur Vorsehung für die ganze Welt wurde, und daß es doch in einen Stierleib gesperrt gedacht werden konnte. Der Unsterblichkeitsglaube umfaßte auch nicht nur die Seele, sondern hielt zugleich den Leib fest.“

Später ist von Babylonien her die Sterndeutung zu den Ägyptern gekommen, nun suchten auch sie die Hieroglyphenschrift am Himmel zu entziffern; aber auch jetzt stand ihnen die Sonne obenan mit ihrer allvermögenden, sich stets erneuernden Kraft. Und dies war auch wohl der Grund, weshalb die Sterndeutung hier nicht den düsteren, fatalistischen Charakter annahm, wie anderwärts.



Perser, Inder, Germanen.

Es würde zu weit führen, wollten wir das Weltbild und seinen Einfluß auf das Menschenleben auch bei allen anderen Völkern besprechen, nur kurz wollen wir darauf hinweisen, daß es neben den Babyloniern noch andere alte Völker mit ziemlich abweichenden Anschauungen gab. Da sind z. B. die Perser. Das Hochland von Iran, ihre rauhe Heimat, bot ihnen das Bild des Wechsels und Kampfes zwischen Sommer und Winter, und oft auch zwischen sonnigem Tag und sturmdurchtobter Nacht. Kräftig wuchs, mit den Elementen ringend, hier ein harter und sittlich reiner Volksstamm auf, der die feste Überzeugung von dem Dasein eines guten und eines bösen Prinzips ausbildete und in sich die hohe sittliche Aufgabe fühlte, den Lichtgott im Kampf gegen den dunklen Feind zu unterstützen, eine Aufgabe, die er auch im Aberglauben der Sterndeuterei nicht aus dem Auge verlor. Da waren noch weiter nach Osten die Inder, die Söhne jenes glücklichen Landes mit schwellender Fruchtbarkeit und ohne den schroffen Wechsel Irans.

War es ein Wunder, daß sie es in der herrlichen Natur ihrer Heimat der Lotosblume im stillen Gewässer gleich-taten und sich friedlicher Betrachtung hingaben, sich in die Tiefe der eignen Brust versenkten, der Außenwelt vergaßen und sich ein anderes Weltbild aufbauten als ihre nüchternen Nachbarn? In ihren alten Gesängen, den Weden, finden sich viele Betrachtungen, in denen die Naturerscheinungen auf Geister des Himmels zurückgeführt werden, und die üppige Natur des Landes regte dabei ihre spekulierende Phantasie an. Da fanden sie in der Liebe den Urgrund alles Seins; da ließen sie aus Brahma alles geworden sein und zu ihm zurückkehren, da wurde Weltschmerz, Askeze und Abkehr von der Welt geboren, und so erlagen sie der im Anfang von uns geschilderten Gefahr: sie verloren bei der Pflege des eignen Innenlebens den Sinn für die andere Welt, in der sie lebten, ja, sie gingen so weit, die Welt als ein Übel anzusehen.

In seinem Weltbild unterschied der Inder Himmel, Luft und Erde; in jedem Teil regiert das Feuer, im Himmel die Sonne, in der Luft der Blitz, auf der Erde die Flamme. Daneben beherrscht der Gedanke des Opfers den Inder. So wurde die Weltentstehung in den Wedaliedern auf das Opfer der Götter zurückgeführt, und zwar mit höchst phantastischen Vorstellungen. Weil dem Feuer göttliche Macht zugesprochen wurde, sollte

der Mensch durch Verbrennen des Leichnams geopfert werden, um in die Regionen der Götter zu kommen.

Das ganze indische Weltbild ist pantheistisch: wie die Spinne ihre Fäden herausläßt, so soll das All aus dem Unvergänglichen oder Brahman hervorgehen; aber dabei ist die Entwicklung der Welt ein Weg der Verschlimmerung. Gott ist dem Inder keine Persönlichkeit, er verschwimmt in seinem Weltbild; so verschwimmt aber auch die Persönlichkeit des Menschen und ihre Verantwortlichkeit. Immerhin hat dieser Pantheismus einen sittlich-religiösen Gehalt durch jenes andere hervorstechende Merkmal des indischen Weltbildes erhalten, durch die Seelenwanderung. Zwar ist die Schuld des Menschen zurückzuführen auf die Werke eines früheren Daseins, allein es hat doch jede Tat ihre Früchte zu ernten, und dies kann nach dem Tode geschehen durch Verwandlung in einen Menschen niedrigerer Kaste oder gar in ein Tier. Das Ziel ist freilich zuletzt das Aufgehen in das All.

An der Wirklichkeitsabkehr der Inder ist auch durch Buddha nichts geändert worden. Sein Weltbild war durchaus phantastisch: um einen fabelhaften Berg herum liegen zahllose Erdenwelten, darüber 25 Himmel in drei Stufen, in denen die Seelenwanderung immer abstraktere Formen ergibt, während sich unter der Erde acht HölLEN als Aufenthaltsorte der Verdammten finden. Für Buddha

ist das Leben nur Leiden, dem man zu entfliehen hat, das geschieht aber durch Verneinung der Begierden, auch der Freuden und Schmerzen, und durch selbstbetrachtende Versenkung in das eigne Innenleben. So tritt die große Aufgabe der Weltbeherrschung in den Hintergrund, und der Mensch verliert den Zusammenhang mit seinem Heimatboden.



Don den üppigen Fluren Indiens wenden wir unsern Blick auf die nordischen Gefilde der eignen Heimat mit ihren oft undurchdringlichen Urwäldern und weiten Sümpfen, in denen Wisent und Auerochse, Bär und Wolf hausten. Aber sie waren unterbrochen von lieblichen Tal- und Hügellandschaften mit Quellen und Weiden, mit Buchenwald und Moosteppich. Breite Ströme eilten zum Meere hinab, dessen Fluten oft weit landeinwärts in die ungeschützte Ebene brausten. So war es ein Land voll von mannigfaltigem, urwüchsigem Naturleben, besiedelt von einem kraftvollen kriegerischen Volk, das mit sinnendem, weltoffenem Auge seine heimische Natur beobachtete und sich in tiefsinnigem Grübeln ein hochpoetisches Weltbild aufbaute. Die runde Erdscheibe ist des Weltenbaus Mitte, an den Grenzen des Meeres liegt das Riesenheim, im eisigen Norden das kalte Schattenland der Totengöttin Hel, im glühenden Süden Muspel-

heim, die Welt der Flammen, hoch oben über dem gewölbten Himmel das selige Asenheim der Götter, zu dem Regenbogen und Milchstraße führen.

Und nun ist's zweierlei, was der Germane mit in dies Weltbild verwebt: einmal seinen eignen kriegs- und kampfesfrohen Charakter, der ihn oben in Walhall mit den seligen Helden, den Einherien, an Wodans Tischen bei Meth und Harfenklang ewige Freuden erhoffen ließ — und [auf der anderen Seite seine sinnige Naturbetrachtung, für die ihm im Donner der zürnende, im Windesäufeln der segnende Gott sprach. Die Sonne ist das Auge der Gottheit, die Wolke ihr wallender Mantel. Das große Ereignis der Sonnenwende wird zum Feste Balders, des geliebten Lichtgottes; und in Licht und Finsternis, in Wärme und Kälte kämpfen Götter und Dämonen, bis einst im Weltenbrand der Götterdämmerung die schuldige Welt versinkt und eine neue Erde ohne Sünde und Tod ersteht.



Die Griechen.

Ein besonderes Interesse muß hinsichtlich seines Weltbildes das begabteste Volk des Altertums darbieten, das Volk der Griechen. — Anders als in Persien und Ägypten stellte sich die Natur in Griechenland dem Menschen dar. Auf den Fluren Hellas drängte sich nicht der Gedanke des Ringens feindlicher Mächte auf. Ein herrliches Klima, eine kristallklare Luft, ein wolkenloser tiefblauer Himmelsdom, — das sind die hervorstechenden Merkmale dieses bevorzugten Landes. Zahlreiche Gebirgszüge durchqueren die schmale Halbinsel, doch sind es keine himmelhoch anstrebenden Bergriesen, welche den Verkehr von Tal zu Tal hindern. Üppiges Wiesenland bietet den Herden Nahrung, und in den Waldtälern brausen die Flüsse. Tief schneidet das blaue Meer in das Land ein, und wo man auf sonniger Höhe steht, da lugt sein blitzender Spiegel herüber. Und nun dieses Meer selbst! immer bewegt, immer wechselnd, und doch wieder eines der ruhigsten, das die Gestade Europas umspült; von nordischen Stürmen verschont, vom blauen

Himmel überspannt, so ladet es ganz von selbst den Menschen ein zur gefahrlosen Fahrt hinüber zu den zahlreichen Eilanden, die in dieser gesegneten Natur wie Reste des Paradieses anmuten.

Selbstverständlich fühlte sich der Mensch in solcher herrlichen Umgebung, die ihm mit wenig Mühe bietet, was er nötig hat, als ein Kind der gütigen Natur und sah ihre Kräfte wie segenspendende Gottheiten an. Und wieder erschien dem Volke dieses meerumspülten Landes die Erde auch als ein von Wasser umgebenes Gewölbe, über das sich die Himmelsdecke ausdehnte und unter dem die Unterwelt lag. Am Tage fuhr Helios mit seinen feurigen Rossen über den Himmel, um sich am Abend in die kühlen Fluten des Ozeans zu senken und am Morgen wieder rein und frisch aus ihm emporzusteigen. Und in der Nacht wanderte die stille Mondgöttin durch die Weiten des Himmels und mit ihr die zahllosen Gestirne; Götter und vergöttlichte Menschen, welche die Phantasie an das Himmelsgewölbe versetzt hatte. Ein Naturgott war auch Zeus, der allgewaltige, der Gott der Atmosphäre und des Himmels. Poseidon läßt die Quellen springen und versiegen und bewegt die Wellen des Ozeans. Demeter ist die Göttin der Erde, Hera beherrscht den dunklen Himmel, und ihre Dienerinnen sind die in den Jahreszeiten waltenden Horen; Nymphen haufen in den Quellen und Dryaden in den

Bäumen. Das ist nur ein kleiner von ungefähr herausgegriffener Ausschnitt aus der griechischen Götterwelt, aber er zeigt uns zur Genüge, wie die Griechen Welt und Natur auffaßten. Weil sie so ganz in und mit der Natur lebten, so vermenschlichten oder vielmehr vergöttlichten sie dieselbe, mit anderen Worten: sie personifizierten die Naturkräfte und schufen sich so eine durch und durch religiös-poetische Naturanschauung, und fröhlich, heiter und von Kunstempfinden durchwoben wie die Natur seines Landes und wie dieses Weltbild war der Grieche selbst, und so suchte er auch sein Leben zu gestalten. — Astronomie trieben die Griechen viel weniger als die Babylonier, deshalb hielten sie sich auch vom astrologischen Aberglauben frei. Dafür jedoch suchten sie die Geschehnisse des Menschen aus mythischen Orakeln zu deuten.

Später änderte sich die Weltanschauung der Griechen in mancher Hinsicht, besonders auch unter dem Einfluß der großen und ernstesten Denker dieses Volkes, welche es aus dem Polytheismus mehr und mehr zu einer reineren Gottesauffassung führten. Aber vielfach spiegelt sich in den Anschauungen dieser Männer auch die Weisheit Ägyptens und Babyloniens. Die Erde war auch für Thales von Milet eine von Wasser umgebene, vom Himmelsgewölbe überspannte Scheibe, auf dem Himmel aber lagert auch Wasser, aus dem der Regen nieder-

fällt. Auch sonst spielte das Wasser in seiner Anschauung eine große Rolle, und es war ein bedeutender Fortschritt des Denkens, daß Thales nun schloß: also ist das Wasser der Urstoff der Welt, aus dem alles entstanden ist.

Bei dem Schüler des Thales, Anaximander von Milet, begegnen wir wieder einem großen Fortschritt des Weltbildes: wenn die Sonne im Westen unter sinkt, macht sie nachts auf der anderen Weltseite gerade so wie bei uns am Tage einen Bogen, also ist der Himmel auch auf der uns abgekehrten Seite gewölbt, und daraus folgerte unser Denker dann weiter, daß die Erde auch dort bewohnt ist, und daß sie einen flachen Zylinder darstelle. Dann aber kam er folgerichtig auf den großen Gedanken, daß die Erde frei im Raume schwebt. Er erklärte dies dadurch, daß sie von allen Punkten des als Kugel gedachten Himmels gleichweit abstehe, also seine Mitte bilde.

Wir fühlen es, welcher gewaltige Schritt hiermit in der Ausgestaltung des Weltbildes gemacht war: der menschliche Geist verließ den Augenschein und begann sich mit eigener Kraft denkend in die Welt zu vertiefen. Viel mehr noch tritt uns dies bei Pythagoras entgegen, jener etwas sagenhaften, großen und tiefen Persönlichkeit, deren Gedankengänge zum Teil in Ägypten und im Orient wurzelten. Die Entdeckung der Zahlen-

verhältnisse im Akkord ließ Pythagoras die Bedeutung der Zahl finden, führte ihn dann aber auch zu einer an sich wenig fruchtbaren Zahlensymbolik. Nach ihm hat sich aus der Viereinigkeit von Geist und Stoff, Raum und Zeit die Welt entwickelt. Dabei verdichtete der Hauch des Urgeistes den dunstartigen Urstoff zu einer großen Weltkugel, die seitdem im Schoß der Gottheit ruht, von ihr allseitig durchdrungen. Seine Zahlensymbolik brachte ihn dann weiter zur Ansicht von der Weltharmonie: Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne sollen an ineinandergeschachtelte durchsichtige Hohlkugeln oder Sphären gehftet und mit ihnen in ewiger Drehung begriffen sein. Diese sieben Sphären entsprechen in ihren Abständen den sieben Tönen der Tonleiter, und so entsteht die „Harmonie der Sphären“ und durch jene Drehung der himmlische „Sphärengesang“, dem die Götter entzückten Ohres lauschen. Wer wollte diesem Weltbild Poesie und großartige Auffassung abstreiten! Hier kommt das Schönheitsgefühl des Griechen erhaben zum Ausdruck.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,

Die unaussprechlich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.

So ruft Raphael im Prolog zum Faust.

Und von jenem harmonischen Weltbild durchdrungen suchte Pythagoras nun auch sein und seiner Schüler Leben harmonisch und sittlich rein zu gestalten. Und damit wieder hängt seine Lehre von der Seelenwanderung zusammen, bei welcher die Seelen immer mehr geläutert werden, um endlich in jenen oberen Sphären den Göttern gleich zu schweben.

Heraklit, der „Dunkle“, suchte die Welt, die ihm in ewigem Fluß und Streit, in stetem Werden begriffen ist, durch den Prozeß der Verbrennung, aus einem Weltenfeuer zu erklären; auch bei ihm spiegelt sich das Weltbild im Menschen wieder; denn auch in diesem liegt das feurige Element des Geistes mit dem eifigen Leib in Widerstreit, bis jener sich im Tode siegreich den Fesseln entwindet. — Empedokles ging von einer ewigen und unvergänglichen Urmaterie aus, die das kugelförmige Chaos bildete, und in der dann durch die Kräfte der Freundschaft und des Streites die vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde, auseinander traten. — Demokrit und seine Schüler ließen die Welt rein materialistisch und zufällig aus kleinsten Teilchen oder Atomen entstehen. — Und endlich erhebt sich in Platos

Dualismus der griechische Schönheitsinn noch einmal zur pythagoräischen Harmonie und erschaut im Kosmos eine herrlich geordnete und zweckmäßige Ideenwelt, ein Reich ewiger Schönheit.

Es ist bemerkenswert, daß sich in allen diesen Weltbildern der großen griechischen Denker Körnchen von Wahrheit finden, allein diese sind verdeckt von Gebilden der eignen Phantasie.

Ein gewaltiger Fortschritt offenbart sich demgegenüber bei Aristoteles, dem ersten wahren und großen Naturforscher, der scharf und bestimmt zwischen Erfahrung und Spekulation scheid und nur der ersteren Berechtigung bei Aufstellung des Weltbildes zuerkannte. Dadurch freilich verlor dasselbe manches von seinem ästhetischen Charakter und wurde nüchterner, aber es erhielt auch um so mehr das Kennzeichen der Wahrhaftigkeit. Und dieses Weltbild ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil es bis in die Neuzeit die Gedanken der Menschheit beherrscht hat: die Welt ist begrenzt von einer gewaltigen Kugelhülle mit den Fixsternen, in deren Mitte die ruhende Erde liegt, das zeigt uns ja die tägliche Erfahrung, und so muß es daher auch sein. Innerhalb jener Fixsternkugelhülle liegen andere Hüllen, welche die wandelnden Planeten tragen, und sie alle drehen sich um die Erde, von einem jenseits der letzten Sphäre waltenden „bewegenden Prinzip“ getrieben. Die voll-

kommenste hier herrschende Bewegung ist die in sich ewig zurücklaufende Kreisbewegung. Wenn die Planeten andere Bewegungen zeigen, so ist dies nur scheinbar, und wird dadurch veranlaßt, daß die Planeten zu gleicher Zeit in mehreren Sphären liegen.

Man erkennt hier die Grundlage der pythagoräischen Weltenharmonie wieder, doch ohne die phantastische Beigabe der Zahlensymbolik. Dieses Weltbild wurde, wie gesagt, das herrschende, und die vereinzelt Stimmen, welche sich dagegen erhoben, wie z. B. Aristarch von Samos, der bereits um 250 v. Chr. die Bewegung der Erde und der anderen Planeten lehrte, wurden unterdrückt, während andererseits der große Alexandriner Cl. Ptolemäus im 2. Jahrhundert n. Chr. das Weltbild des Aristoteles zu einem geschlossenen wissenschaftlichen System ausbaute, in dem auch manche Schwierigkeiten geschickt gelöst wurden. In diesem alten Weltbild ist also die Erde und mit ihr der Mensch der Mittelpunkt der Welt. Das Volk nahm dieses Weltbild ebenfalls bald an und verstand es, dasselbe mit seinem polytheistischen Gedanken zu verbinden. Aber schon zitterte durch die Ideengänge jener Weisen, von Anaxagoras bis Aristoteles, ahnungsvoll der Gedanke an den einen unsichtbaren, weil geistigen Gott-Schöpfer hindurch, dem ein anderes Volk seit jeher treu geblieben war.



Die Juden.

Wir gehen damit über zu dem kleinen Volk, das sich auf den Gefilden des alten Kanaans angesiedelt hatte, zum Volk der Juden. Jenseits der sonndurchglühten Wüste in Ägypten und an den Wasserflüssen Babelons hatte es sich lange Zeit in der Sehnsucht nach seiner Freiheit verzehren müssen. Von dort her nahm es auch manche Elemente des Weltbildes mit: so finden wir bei ihm wieder die wasserumschlungene ruhende Erdscheibe mit der darüber gewölbten Himmelshalbkugel und der darunter sich dehrenden Totenwohnung Scheol. Nun aber dringt in dieses Weltbild ein Glaube hinein, der dieses eigenartige Volk über alle anderen heraushebt, der Glaube an einen unsichtbaren geistigen Gott, ein Gedanke, für den die anderen Völker ringsum kein Verständnis und nur ein mitleidiges Lächeln hatten, aber auch ein Gedanke, den dieses Volk trotz mancherlei Verirrungen mit wunderbarer Zähigkeit festhielt und den es uns aus dem Verfall ringsum hinübergerettet hat.

Man hat geglaubt, daraus, daß die Juden unter so mannigfachen Naturverhältnissen lebten (in Ägypten, Babylonien und Kanaan), schließen zu können, daß sich bei ihnen kein Interesse für die Natur ausgebildete, und daß sich daraus ihre Abgezogenheit von der Natur und ihr Glaube an einen unsichtbaren Gott erkläre. Mir will dies wenig stichhaltig erscheinen. Allerdings wohl zeigen sie eine gewisse Unabhängigkeit von der Natur, allein durchaus nicht so, daß sie, dem Inder gleich, die Wirklichkeit des Diesseits verlören und ganz in der Betrachtung des eignen Innern aufgingen. Der Gefahr der einseitigen Betonung der Außen- oder Innenwelt sind sie vielmehr glücklicher als irgend ein anderes Volk entgangen; denn wie kann jemand, der das grandiose Schöpfungsbild der Genesis oder die herrlichen Naturschilderungen des Buches Hiob und mancher Psalmen oder die tiefe Symbolik der Propheten mit Aufmerksamkeit gelesen hat, sagen, daß sich hier eine krankhafte Abgezogenheit von der Natur offenbare! Ein Volk, das solche unsterblichen Perlen wahrer Natur-Poesie hervorbringen konnte, das besaß nicht nur ein gesundes Heimatsgefühl, sondern auch eine tiefe Liebe zu der es umgebenden Natur.

Ich deutete es schon an: mehr als bei irgend einem anderen Volk ist das ihnen gar nicht einmal eigentümliche Weltbild bei den Juden durchdrungen von der

Gotteserkenntnis. War es nicht eine gewaltige That, diese starke Überzeugung von einem unsichtbaren Gott über der sichtbaren Welt? Mag der Schöpfungsbericht der Genesis auch mit auf die Begründung der babylonischen Woche hinauslaufen, mögen sich in ihm hier und da auch kleine Anklänge an die phantastisch-mythologische Weisheit Chaldäas und Babylons finden — siegreich jubelt doch durch ihn hindurch das erhabene Wort „und Gott sprach“, was wir in keinem anderen Schöpfungsbericht finden, und wunderbar reihen sich in ihm die Szenen einer fortschreitenden Weltentwicklung aneinander. Hier ist mehr denn Zoroaster und Buddha, mehr denn ägyptische und babylonische Erkenntnis und griechische Kunst, hier ist der lebendige Gott.

Der Gott der Juden ist außer- und überweltlich und dabei doch mitten in der Welt. Dieses große Paradoxon zu wagen und auszudenken, das war eine That, die größte in der Entwicklung der Menschheit, und es macht wahrlich einen unendlich kläglichen Eindruck, wenn es heute noch törichte Menschen gibt, welche sich über diese grandiose Anschauung lustig machen.

Gott also, dieser geistige unsichtbare Gott, ist es, der Regen und Sonnenschein sendet, der die Saat aussprießen läßt und ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. So ist die Welt überall ein Werk seiner Hände und alles Weltgeschehen ein Ausdruck seines Willens; er

durchwaltet die Welt; aber — und das ist wiederum eine große und weittragende Wahrheit — er selbst ist frei von der Natur, wohl ist die Natur göttlichen Ursprungs, aber selbst nicht göttlich. Damit wird die Natur von dem Götterheer gesäubert, in dessen Fesseln der Grieche und andere sie geschlagen hatten. Das ist freilich ein Verlust an dichterischer Schönheit und an Poesie, so daß Schiller in seinen Göttern Griechenlands klagen zu müssen glaubte:

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

Nun, ich meine, wer einmal die herrlichen Worte Christi von den Lilien auf dem Felde oder sonst irgend ein das Leben der Natur betreffendes Wort Alten oder Neuen Testaments nur nach seiner ästhetischen Seite auf sich hat einwirken lassen, der hat doch ganz gewiß die sehr lebhaft empfundene, daß hier mehr geblieben ist als ein „entseeltes Wort“.

Nun aber auch die Kehrseite! Wenn hier auch wirklich ein Verlust vorliegen sollte, — der Gewinn auf der anderen Seite ist unendlich viel größer: Dieser Prozeß der Befreiung Gottes von der Natur und der Natur von dem Götterstaat, der schon im vorchristlichen Israel seinen

Anfang nahm, in der Verkündigung Christi aber seine Vollendung erfuhr, hat erst der Wissenschaft freie Bahn geschaffen. Ich habe dies einmal in das wohl paradox klingende Wort zusammengefaßt: Christus ist der Vater der Freiheit der Naturwissenschaft!

Wie kann denn die Wissenschaft die Sterne unbefangen erforschen, wenn man in ihnen Götter verkörpert sieht, oder die Bäume untersuchen, wenn in ihnen göttliche Wesen hausen? Einen sehr bezeichnenden Ausdruck fand die Unmöglichkeit freier Forschung im Zeitalter alt-hellenischer Naturvergötterung in der Anklage gegen jenen Aristarch von Samos, der die Bewegung der Erde behauptete: man sagte, er störe Hestias, der Erdgöttin, Ruhe. — Nein, Freiheit der Wissenschaft duldet erst die jüdisch-christliche Naturanschauung, und wenn auch sie wohl später oft genug gegen die freie Wissenschaft ausgenutzt worden ist, so liegt das nicht an ihr, sondern an der Kurzsichtigkeit ihrer menschlichen Träger.

Von der Astrologie Chaldäas hat sich das Judentum fast ganz frei gehalten, wenn sie in dem späteren mittelalterlichen Christentum herrschte, so kam dies auf Rechnung arabischen Einflusses. Dagegen ist dem Judentum gewissermaßen als Ersatz der Astrologie der Glaube an die Engel als Boten und Werkzeuge Gottes eigentümlich. Und dies hängt vielleicht zusammen mit der eigenartigen Wertung des Menschen innerhalb des jüdisch-altchrist-

lichen Weltbildes: die Erde ist danach der Mittelpunkt der Welt und sie samt allem, was darauf ist, ist nur erklärlich als Wohnort des Menschen; allein dieser Mensch selbst wird ganz verschieden gewertet, da heißt es einmal, „was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ (Matth. 16, 26), und auf der anderen Seite: „Fürwahr, Völker sind wie ein Tropfen am Eimer und gelten ihm wie ein Stäubchen an den Wagschalen!“ (Jes. 40, 15).

Dieser scheinbare Widerspruch löst sich wohl darin auf, daß der Israelit ebenso wie der Christ das eigentliche Wesen des Menschen nicht in seinem Leib und in dessen dem Wandel unterworfenen Stoff sieht, sondern in der Geistesseele, die ihn beherrscht. Man sagt so oft, daß die biblische Gottesanschauung eine Vermenschlichung Gottes bedeute. Das ist ganz falsch, umgekehrt ist es: die Bibel sieht im Menschen vielmehr von Anfang bis zu Ende den göttlichen Funken. Auf ihrem ersten Blatt steht das große Wort: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“, und Christus ruft den Juden, die ihm vorwerfen, er lästere Gott, indem er sich zu einem Gott mache, das Psalmwort ins Gedächtnis: „Ihr seid Götter!“ (Joh. 10, 34). Wenn nun aber der Mensch bei dieser Auffassung auch auf der einen Seite durch den Gottesfunken in sich zum Beherrscher und Mittelpunkt der sichtbaren Welt wird, so

kennt die Bibel dann doch wieder neben ihm noch höhere Geisteswesen in der Welt, die Engel, welche Gottes Ratschlüsse vollenden.

Nun mag man über diesen Glauben an Engel und Geister denken, wie man will, nur Böswilligkeit kann ihn vergleichen mit dem Glauben an die Naturgötter bei den Griechen oder kann diese gar über jenen stellen. Und wenn man die naive Darstellung der Gottes- und Engelercheinungen in der Bibel als menschlich verspottet, so ist auf der anderen Seite zu sagen, daß wir außerstande sind, uns von rein geistigen Wesen eine Vorstellung zu machen, ohne die Plastik des menschlichen Körpers hinzuzudenken. Der tiefere Grund jener Anschauung bleibt dabei doch ein rein geistiger und der mit vorgestellte Körper nur ein Symbol. Nirgends aber werden bei der jüdisch-christlichen Anschauung jene Geisteswesen in die Fesseln der Natur oder die Natur in die Fesseln der Geister gelegt. Demnach ist der Geister- und Engelglaube im Grunde auch ganz unabhängig von dem jeweiligen Weltbild. Jedenfalls aber hat eine Zeit, in welcher, wie man sagt, Millionen dem spiritistischen Aberglauben huldigen, wahrlich nicht die geringste Veranlassung über den Engel-Glauben zu lächeln.

Fassen wir nun die wichtigsten Züge der zuletzt geschilderten Entwicklung des Weltbildes kurz zusammen, so können wir sagen: Pythagoras gab den großen

Gedanken der Weltenharmonie, Aristoteles verlangte die scharfe Scheidung zwischen Erfahrung und Spekulation bei der Aufstellung des Weltbildes, und die Juden fügten den Gedanken des welterhabenen und doch weltregierenden Gottesgeistes hinzu.



Das Mittelalter und die Araber.

Jahrhunderte hindurch hat nun das geschilderte aristotelisch-ptolemäische Weltbild mit der Erde als dem ruhenden Mittelpunkt der Welt die Anschauung der Menschen beherrscht, von den Kirchenvätern zu einem tief durchdachten — das darf man nicht verkennen — aber dogmatischen System aufgebaut. Da gedenken wir des feinsinnigen, an griechischer Philosophie gebildeten Origenes, der die Welt als Offenbarung Gottes ansieht und nach dem die von der unsichtbaren geistigen Welt geschiedene sichtbare eine ewige und sich stetig wiederholende Stufenfolge durchmacht, und wir denken des Feuergeistes Augustinus, für ihn ist Zweckmäßigkeit und Schönheit des Kosmos ein und dasselbe, und das Weltall ist ein herrliches, harmonisches Gedicht Gottes.

Aber, wie gesagt, das ganze Mittelalter stand im Bann der aristotelisch-ptolemäischen Anschauung, und es

konnte sich auch in einem Albertus Magnus nicht über die scholastische Philosophie erheben. Und wir können es auch nicht leugnen: die Zeiläufer waren dem Ausbau des Weltbildes ungünstig, die geistig Hochstehenden zogen sich vielfach hinter Klostermauern zurück, auch trat Weltverneinung und Naturmißachtung auf, die Menschheit vergaß ihre eine große Aufgabe und gab sich innerer Beschaulichkeit hin. Fragen wir nach dem naturwissenschaftlich führenden Volk dieser Zeit, so werden uns gemeiniglich die Araber genannt. Das ist allerdings richtig; denn sie haben über Nordafrika und die Völkerfurt von Gibraltar den erwachenden Völkern Europas das griechische Wissen, auch von der Natur, gebracht. Allein sie über die scholastischen Mönche in stiller Klosterzelle himmelhoch zu erheben, erscheint ungerecht; denn gerade die Araber brachten Europa auch die Fesseln des Aristotelismus.

Nicht fern der Stätte, wo die asiatische Wiege der Menschheit liegt, zwischen dem Lande der träumenden Inder und dem Ozean, der die heiteren Gestade von Hellas umspült, zwischen dem üppigen Blumengarten der Zwillingströme Babels und dem Roten Meer, jenseits dessen die Pyramiden Ägyptens gen Himmel ragen als Zeugen menschlicher Größe und menschlicher Hinfälligkeit, zwischen diesen Heimatsstätten uralter Kultur steigt ein Hochplateau empor, glutdurchhaucht, wasserlos,

eine gewaltige Wüste mit dem großen Schweigen des Todes und dem Einerlei endloser Sandhügel. In dieser Natur reifte ein verschlossenes und begabtes, sehniges und genügsames, aber auch selbstbewußtes und religiöses Volk heran, dessen Phantasie von den sterndurchfunkelten klaren Nächten und von den sonndurchglühnten Tagen erregt und genährt wurde? Und ist es dabei nicht selbstverständlich, daß die Araber den Mond ihrer kühleren Nächte mehr schätzten als die glühende Sonne? Sie rechneten das Jahr daher nach dem Mond und Mohammed machte den Halbmond zum Symbol seiner Lehre. Ihr Weltbild war im allgemeinen das ihrer Nachbarn. Sie vermehrten aber die sieben Sphären der Griechen um zwei und der Naturbetrachtung waren sie im ganzen nicht sehr geneigt; ihre glühende Phantasie spiegelte ihnen als Ersatz des genügsamen Wüstenlebens in Allahs Saal eine Zukunft voll von sinnlichen Freuden vor, und ihre Religion wurzelte in einem blinden Fatalismus. Angesichts jenes Volkscharakters ist es verständlich, daß die Araber frühzeitig schon dem Aberglauben der Astrologie huldigten; und als sie in Ägypten den andern Aberglauben der Alchimie kennen lernten, welcher in dem fabelhaften Stein der Weisen ein Mittel suchte, um Gold zu machen und das sinkende Leben zu verlängern, da griffen sie auch ihn auf und später trugen sie diese zweifelhaften „Wissenschaften“ nach Europa

hinüber, wo beide jahrhundertlang ebenso wie das von den Arabern geschenkte aristotelisch-ptolemäische Weltbild die Sinne gefangen hielten. Einzelne wertvolle Gaben arabischer Wissenschaft können an diesem Tatbestand nichts ändern.



Die Neuzeit.

Es dauerte lange, bis dieser das Weltbild beherrschende astrologisch-alchimistische Bann gebrochen wurde, aber endlich bligten doch schon in dem dogmatischen Nebel der Scholastik einzelne Lichter neuer Wahrheit auf. Nikolaus von Cues, der große Kardinal, ahnte eine dreifache Bewegung der Erde, Regiomontanus berechnete die ersten Kometen, und Paracelsus ging der Alchimie zu Leibe. Dann aber brach die große Zeit an: die Renaissance der Wissenschaften und Künste, die Reformation des religiösen Lebens und die Entdeckung neuer Länder, welche dem Handel und Verkehr und auch der Wissenschaft ungeahnte Wege eröffneten: Der Blick weitete sich, und was Sokrates und Aristoteles geahnt hatten, das wurde durch Bacon von Verulam zur unerschütterlichen Regel: die Induktion, die Erfahrung als Ausgang all unserer Naturerkenntnis begann ihren Siegeszug, der seitdem keinen Stillstand duldete. Das Schifflein des Kolumbus zerstörte für immer den Wahn von der meerumflossenen Erdscheibe und unter den Keulen-

schlägen eines Kopernikus, Kepler, Galilei und weiterhin Newton sank das ehrwürdige, fast zwei Jahrtausende alte Weltbild des Aristoteles und Ptolomäus in Trümmer. Die Erde wurde aus der Mitte des Weltalls verbannt, und eine Ahnung begann aufzudämmern, daß dieses neue Weltbild mit seinen ungezählten, in allen Weltenfern rollenden Sonnen, mit seinen der Erde gleichen Planetenwanderern und mit seinen immer neu aufdämmern den Himmelskörpern das Sphärenbild eines Pythagoras an Tiefe, an Harmonie, an Schönheit weit überstrahlte.

Es geht nicht an, den Entwicklungsgang des neuen Weltbildes näher zu kennzeichnen, dazu wird es allgemach zu umfassend, zu reich. Immer wieder werden neue Gebiete der Natur erschlossen: die Physik deckt seit Galilei die verborgenen Kräfte der Welt auf, die Chemie streift seit Paracelsus und Robert Boyle die Eierschalen der Alchimie ab und erforscht den Stoff der Welt mit Retorte und seit Lavoisier mit der Wage, Vesalius wagt es den bisher unantastbaren Körper des Menschen zu zerlegen und zu erforschen, und der stolze Herr der Schöpfung reiht sich seitdem, und seit ihn späterhin Linné als „Zweihänder“ kennzeichnete, dem Körper nach dem Tierreich ein, die Lebewesen entschleiern durch das Mikroskop ihren inneren Bau, und der Geologe dringt in die Tiefen der Erdrinde und liest aus ihren gewaltigen

Schichten eine großartige, in den Feuergluten der Urtaage wurzelnde Geschichte heraus, der gegenüber dies Leben des Menschen wie ein Eintagsfliegendasein erscheint.

Vierhundert Jahre sind seit den Tagen der großen Wende unseres Wissens und Denkens verstrichen, und mehr als seine Vorgänger hat das leztvergangene Jahrhundert die Züge des modernen Weltbildes umgestaltet. Wollen wir es kurz kennzeichnen, in welchen Richtungen dies geschah, so sind es folgende: Man forschte nach den tiefen Gründen im Wesen des Stoffes, und wo Mikroskop und chemische Wege versagten, suchte man das Dunkle durch Grübeln und Spekulation zu lichten, — man forschte nach der Einheit der Stoffe und der Kräfte, — man suchte auch das Werden der Welt und ihrer Teile klarzulegen und fand des Rätsels Lösung in der Entwicklung — man zog den Menschen ganz in die Naturbetrachtung hinein und glaubte auch sein Werden zu entziffern — und man spannte das ganze Weltbild in einen großartig schimmernden Rahmen ein, nämlich in das große Gesetz von der Kausalität, von der zureichenden Ursächlichkeit alles Seins und Werdens.



Und wie steht es nun mit des Menschen Innenleben angesichts dieses neuen Weltbildes? Wir kehren damit

zurück zu der Anfangsfrage unserer Betrachtung. Und da sehen wir folgendes: Wie auch das Weltbild sich gestaltete im Wechsel der Zeiten — niemals verlor es seinen tiefen Hintergrund in der Gottesanschauung des Volkes, wir haben es immer wieder gesehen von den Tagen der Babylonier bis zu den stillen Mönchen hinter den Klostermauern. Und als Johannes Kepler die großen Gesetze aufdeckte, nach denen droben am Firmament die Weltenkugeln ihre Bahnen wandeln, und damit das alte Weltbild zertrümmerte, da klang sein Werk jubelnd mit den Worten aus: „O Du, der Du durch das Licht der Natur Verlangen in uns weckest nach dem Licht der Gnade, um durch dieses uns überzuführen zum Licht der Herrlichkeit, ich sage Dir Dank, Herr und Schöpfer, daß Du mich erfreut hast durch Deine Schöpfung, und daß ich über den Werken Deiner Hände frohlockt habe.“

Und heute?? — — Es geht ein Zittern und Zagen durch unsere Zeit: sie haben uns unsern Gott und unsere Seele und unsern Himmel genommen, im modernen Weltbild ist für sie kein Platz! Kalt und tot und starr sieht das moderne Weltbild die Kinder unserer Zeit an, und siehe da, auch das Innenleben erstarrt, das Fragen nach Gott erstirbt auf den Lippen, und die andere große Aufgabe aus den Urtagen der Menschheit hat keinen Sinn mehr. Damals hieß es: von Gott — zu Gott! Heute ist Quelle und Ziel verloren. Nun steigen sie empor aus

dem toten Stoff, die zahllosen Menschen, die über diese Erde wandern, und sinken wieder hinab dorthin, wo im ewigen Ringen die Stoffe sich gestalten, in das unbewußte Wogen und Weben der Kräfte. Und weiter gibt es nichts mehr in der Welt: keinen Geist, kein Personenleben, keinen Gott!

Ist das wahr? — Nun, wir können hier nur eine ganz kurze Antwort auf diese Frage geben, aber wir müssen sie geben; denn darin liegt unser aller Glück, daran knüpft sich unsres Volkes Wohlfahrt, daran hängt der Welt Sein und Bestand.



Weltbild und Weltanschauung.

Aber die Antwort auf diese Frage ist unmöglich, ohne daß wir uns klar werden über unser modernes Weltbild, und ehe ich nunmehr dieses ausmale, ist es nötig, vorerst auf den gewichtigen Unterschied hinzuweisen zwischen den Begriffen Weltbild und Weltanschauung. Früher fielen beide zusammen, heute ist es anders geworden. Jenes ist das durch Erfahrung und Forschung gewonnene Gesamtbild der Welt; wohl mag es berechtigt sein, die unausbleiblichen Lücken hier und da durch vorläufige Spekulation auszufüllen, niemals aber darf man dabei über die Grenzen möglicher Erfahrung hinausgehen. Tut man dies doch, so verläßt man eben das Gebiet des Weltbildes und der Naturforschung und schweift über in das Gebiet der Weltanschauung. Das ist natürlich an sich berechtigt, allein man darf dann nicht behaupten, daß man noch auf dem Gebiet der Natur, der Physik ist, man ist eben übergegangen in das Gebiet jenseits der Natur, in die Metaphysik. Die Haeckelschen Monisten behaupten nun immer wieder, die Ewigkeit und Un-

endlichkeit von Weltall, Stoff und Kraft, allein diese kann niemand aus der Erfahrung in der Natur ableiten, er ist damit übergegangen zur Metaphysik, vom Weltbild zur Weltanschauung. Ob die Welt durch Zufall, wie die Haeckelschen Atheisten glauben, oder nach göttlichem Willen, wie die Theisten glauben, entstanden ist, das ist wieder nicht eine Frage des Weltbildes, sondern der Weltanschauung. Das moderne Weltbild an sich ist völlig neutral, es läßt sich zu einer theistischen oder atheistischen Weltanschauung ausbauen. Nur wenn man sich dieses klar macht, wird man gewisse Irrwege modernen Denkens vermeiden und lernen die Anschauung anderer zu achten statt zu verhöhnen, und nur dann ist die wahre Freiheit der Wissenschaft gewahrt.

Und nun das moderne Weltbild! Die Erde schwebt als Kugel ungestützt im gewaltigen Weltenraum, sie dreht sich im ewigen Wechsel von Tag und Nacht um ihre Achse und mit dem Mond und den anderen Planetenkugeln, von der Gravitation getrieben, um die weißglühende, Licht und Wärme spendende gewaltige Sonne. Und dieses ganze System der Sonne ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der unermesslichen Milchstraßenwelt mit ihren Miriaden von Sonnen, von deren nächster das Licht trotz seiner Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde drei Jahre bis zu uns gebraucht. Und alle diese Sterne und Welten sind aus denselben Stoffen ge-

bildet wie unsre Erde, und auf ihnen herrschen dieselben Kräfte wie bei uns, und der ganze unausdenklich weite Raum wird durchdrungen vom Weltenäther, dem wunderbaren Träger des Lichtes und der elektrischen Wellen. Aus einem gewaltigen einheitlichen Nebelball sind diese Welten entstanden und unter ihnen auch unsre Erde. Sie hat einen langen und langsamen Entwicklungsgang durchgemacht: einst ein Dunstball, dann eine feurig-flüssige Kugel, ist sie nun ein dunkler und erloschener Himmelskörper, unter dessen erstarrter Rinde noch die Gluthen des alten Feuers schlafen, um sich je und dann den Weg zum Licht empor durch die Spalten der Vulkane zu bahnen. Die Stoffe dieser Erdrinde bestehen aus sog. Urstoffen oder Elementen, deren man etwa 75 kennt, die sich aber vielleicht mit fortschreitender Erkenntnis auf eine kleinere Zahl reduzieren lassen werden; die Elemente vereinigen sich zu chemischen Verbindungen, welche in fast grenzenloser Mannigfaltigkeit das bilden, was wir Stoff nennen. Derselbe besteht aus kleinsten Teilchen, den Molekülen, die sich dann noch chemisch in die Atome der Elemente zerlegen lassen. Zwischen ihnen waltet als chemische Kraft die Affinität oder chemische Verwandtschaft, während zwischen den Stoffen und dem Äther in ewigem Wechsel und steter Bewegung die mannigfachen physikalischen Kräfte ihr Wesen treiben. So wechseln wohl andauernd die Stoffe und die Kräfte, allein bei alledem

bleibt doch die Gesamtsumme aller Stoffe und ebenso die Gesamtsumme aller Kräfte in unserm Weltssystem gleich, d. h. es entsteht und vergeht in ihm weder Stoff noch Kraft. Da nun aber die Energie des Weltalls sich mehr und mehr in Wärme umwandelt und als solche sich im Weltall verbreitet und zerstreut, so strebt das Universum mehr und mehr einem Wärmeausgleich und damit einem Gleichgewicht zu, mit dessen Eintritt die gegenwärtige Welt ihr Ende erreicht haben wird.

Auf der Erde sind zu einem gewissen Zeitpunkt Lebewesen aufgetreten, die sich dann zu der großen Mannigfaltigkeit der heutigen Tier- und Pflanzenformen entwickelten, als letzte und höchste dieser Formen trat der Mensch auf.

Diese Lebewesen bestehen zwar aus denselben Stoffen, wie die übrige Welt, und es herrschen auch in ihnen dieselben Kräfte, allein letztere werden in den Lebewesen in eigenartiger Weise zur Erreichung von gewissen Zwecken geleitet, welche der Erhaltung des Einzelwesens wie der Art dienen.

Die Glieder des Erdindividuums sind untereinander und mit den Pflanzen und Tieren wie auch diese unter sich zu einem ineinandergreifenden System angeordnet, und zwar so, daß die Glieder aufeinander angewiesen sind. So wird die Erde und weiterhin das Sonnensystem und endlich das gesamte Weltall zu einem harmonisch geordneten Kosmos.

Alles Geschehen, alles Werden und aller Wechsel in diesem Kosmos vollzieht sich nach dem großen Gesetz der Kausalität, nach welchem jede Erscheinung ihre zureichende Ursache und ihre notwendige Wirkung hat.

Das ist in großen Zügen unser modernes Weltbild. Läßt es nun wirklich den Glauben an Gott, Seele und Jenseits nicht zu?

Im tiefsten Grunde beantwortet sich diese Frage mit der andern nach der Selbständigkeit des Geistes. Wenn jener Astronom gesagt hat: ich habe das ganze Weltall durchforscht und keinen Gott gefunden, so kann dies doch kein Beweis gegen das Dasein unseres Gottes sein, von dem wir wissen, daß er Geist ist. Und wenn jener Anatom sagte: ich habe den ganzen Menschen zergliedert und keine Seele gefunden, so ist das wiederum kein Beweis gegen die Geistesseele, die sich selbstredend nicht zerschneiden läßt wie ein Muskel, oder zersägen wie ein Knochen; und wenn man endlich sagen wollte, das Weltall zeigt überall Welten wie die unsere, aber nirgends einen Himmel der Seligen, so ist auch dies kein Beweis gegen ein Jenseits; denn das Jenseits ist ja kein Ort, kein Raum, sondern ein geistiger Zustand. So hängt denn also die Frage nach Gott, Seele und Jenseits eng mit der Frage nach dem Dasein des Geistes zusammen, die aber bleibt von unserem modernen Weltbild unberührt.

Wohl hat es schon genug Forscher gegeben, welche da behaupteten, der Menscheng Geist sei nichts als die Funktion der Gehirnzellen. Zum modernen Weltbild aber gehört dies als wirklich erwiesen nicht. Da gilt noch heute das offene Wort E. Du Bois-Reymonds: ignoramus! ignorabimus! Wir wissen es nicht, und wir werden es nicht wissen! — — Und wenn wir wirklich schon entdeckt hätten, daß mit jedem Gedanken eine entsprechende Bewegung der Gehirnatome verbunden wäre — zwischen dieser Atombewegung und dem Gedanken wird doch für alle Zeiten eine unausfüllbare Kluft bestehen bleiben. Es gibt zahlreiche Tatsachen, welche der materialistische Monismus nicht erklären kann: die Einheit des Bewußtseins, das Wiederaufsteigen der Erinnerung nach langen Jahren, d. h. trotz des Wechsels der Gehirns substanz, die Erscheinungen der Suggestion und Hypnose. Die moderne Forschung kommt höchstens zu einem Parallelismus der geistigen und der körperlichen Vorgänge im Gehirn, zu einer Erklärung derselben bringt sie es nicht und wird sie es nie bringen. Der Gedanke an die Selbständigkeit des Geistes behält daher seine Berechtigung.

Wenn nun aber auch in bezug auf diese große Frage ein „Non liquet!“ (Es ist nicht klar!) vorliegt, so wollen wir doch eins nicht vergessen: daß nämlich unser modernes Weltbild in vielen seiner Züge eine unver-

kennbare Annäherung an den Gedanken von der Eigenart des Geistes erkennen läßt. So ist z. B. die frühere grobe Auffassung der Materie für immer dahin: sie ist für uns längst in unfaßbar kleine Atome aufgelöst, allein auch diese Atome beginnen sich weiter zu verflüchtigen in die sog. Elektronen, bei denen unsere Fassungskraft ganz aufhört: der Stoff zerfließt so gewissermaßen unter unseren Händen in ein Etwas, dem wir schließlich stoffliche Eigenschaften kaum noch zuerkennen können. Und mehr noch: da kommt ein Naturforscher und löst alles Sein auf in Energie, d. h. Arbeitsfähigkeit, und betont das Vorhandensein einer besonderen psychischen Energie, und ein anderer behauptet, alles in der Welt sei Inhalt der Psyche und sonst nichts. Und beide sind Naturforscher, welche lebhaft mitarbeiten am Aufbau des allermodernsten Weltbildes.

Also bei dieser Sachlage dürfen wir getrost behaupten: das moderne Weltbild läßt die Eigenart und Selbständigkeit des Geistes unberührt. Und wenn heute der materialistische Monismus Haeckels wieder einmal behauptet, die Unselbständigkeit des Geistes bewiesen zu haben, so beweist er damit nur seine eigene Geistlosigkeit.

Da wir nun aber an einen unsichtbaren Gott als Geist glauben und an ein unsichtbares, nicht stoffliches Wesen in uns und an ein geistiges Jenseits über der räumlichen Welt des Stoffes, so können wir alles dies

getrost als Elemente unsrer theistischen Weltanschauung in das moderne Weltbild einfügen.

Damit erledigt sich dann also der oft gehörte Einwurf von selbst, die Welt sei ewig und unendlich, und deshalb sei für einen Gott in ihr kein Platz. Von der Ewigkeit und Unendlichkeit weiß auch unser wirklich auf Erfahrung beruhendes Weltbild nichts, wer diese Begriffe zu ihm hinzufügt, steht damit schon im Gebiet der Weltanschauung und hat nicht mehr Recht, sich auf das moderne Weltbild zu berufen als irgend ein anderer.

Viel schwerwiegender ist zunächst anscheinend der Einwurf: das Weltgeschehen ist nach dem modernen Weltbild ganz und gar beherrscht von dem Kausalitätsgesetz, und dieses läßt keinen Raum für die Weltregierung Gottes. In der That, wenn eine jede Erscheinung durch die ihr vorhergehende zureichend erklärt ist, dann könnte es scheinen, als ob Gottes Wirken unnötig sei. Allein dieses „unnötig“ ist schon nicht soviel wie „unmöglich“. Bekanntlich aber kennen wir aus der Erfahrung eigentlich nur ein Nacheinander der Erscheinungen, den Gedanken der Ursächlichkeit fügen wir erst von uns aus hinzu; es ist nun ganz klar, daß dieses Verhältnis des Nacheinanders offenbar, auch die andauernde Leitung seitens eines Gottesgeistes ermöglicht; und ebenso läßt auch die Ursächlichkeit das Wirken Gottes durchaus zu, man kann doch sagen: Gott leitet die Welt durch Ursächlichkeit.

Nun kommt aber noch hinzu, daß sich in allem Weltgeschehen eine große Zielstrebigkeit und auf dem Gebiet des Lebens obendrein noch eine Zweckmäßigkeit beobachten läßt, die uns erst recht auf den Gedanken der Leitung durch einen Gotteswillen führt, wenn wir nicht ganz in einem blinden Zufallsglauben untergehen wollen, der natürlich gerade so wie der Gottesglauben eine Sache der Weltanschauung, aber nicht des Weltbildes ist.

Mit dem Gesagten fällt nun auch noch ein anderer Einwurf hin: man sagt, der Begriff der Entwicklung, der in der That zum modernen Weltbild gehört, schlösse den Gottesbegriff aus. Das sagen sowohl Freunde wie Feinde des letzteren. Hier liegt aber offenbar ein auffallender Denkfehler zugrunde. Wie alles Weltgeschehen, so muß auch die etwaige Entwicklung der gesamten Welt und der Lebewesen zielstrebig und obendrein noch zweckmäßig sein. Wenn sich nun aber alles andere Weltgeschehen unter der Leitung eines Gotteswillens vollziehen kann, so ist durchaus nicht einzusehen, weshalb dies bei der Gesamtentwicklung der Welt nicht möglich sein soll.

Also auch der höchwichtige Entwicklungsgedanke des modernen Weltbildes läßt an sich beide Deutungen zu: den Zufall und die Leitung Gottes, beides aber ist wieder nicht Sache des Weltbildes, sondern der Weltanschauung.

Wenn man aber sieht, daß die Entwicklung zu einer großartigen Zweckmäßigkeit und Harmonie führte, so ist es doch nicht schwer zu entscheiden, auf welcher Seite die größere Wahrscheinlichkeit liegt.

Nun aber müssen wir zum Schluß noch auf etwas anderes hinweisen, nämlich einmal auf das große Entropiegesetz, nach welchem diese Welt ein Ende haben wird, also auch einen Anfang gehabt haben muß; und dann gedenken wir noch der großen Lücken, welche das moderne Weltbild darbietet. Der Ursprung des Weltenstoffs, der Anfang seiner Bewegung, die Entstehung des ersten Lebens und des Menschengeistes, das sind die großen Rätsel, welche mit granitener Unüberwindlichkeit dem Zufallsglauben entgegenstehen. Aber weit entfernt, den Gottesglauben auszuschließen, lösen sie sich vielmehr in seinem Lichte leicht und harmonisch auf.



Wir sind am Ende unserer Wanderung. Sie hat uns die mühsame Arbeit des Menschengeistes an den Rätseln der Welt ringsum gezeigt, sie offenbarte uns auch den Einfluß des Weltbildes auf den Charakter des Volkes und umgekehrt.

Was sollen und können wir aus dem modernen Weltbild lernen? Das sei die Frage, mit der wir von unserm

Thema Abschied nehmen wollen. Für unser tieferes persönliches Leben hat uns die Natur nicht gar viel zu sagen, dafür sind andere Instanzen maßgebend. Und doch, manches läßt sich aus ihr lernen: Von dem Kleinen führt sie uns zum Großen, mit überwältigender Macht predigt sie uns den Wert des Kleinen. Wenn es möglich ist, daß das Atom trotz seiner unsfaßbaren Winzigkeit dieses große Weltall aufbaut, dann sollen auch wir trotz unserer Kleinheit nicht zagen; das Geringste, was wir tun, kann Großes wirken, darum laßt es uns tun, so, als ob wir das Größte zu schaffen hätten.

Und weiter! — Aus dem Begrenzten geht es in die Weite, vom Atom zum Sonnenball, vom unendlich Kleinen zum unendlich Großen, so wollen auch wir Menschen nicht in unserer kleinen, engherzigen Welt bleiben, sondern unsern Geist stets auf den großen Geist richten, in dem wir leben, weben und sind. So wollen wir Ewigkeitsmenschen werden mit Ewigkeitsglanz auf der Stirn.

Und wiederum! — das Atom erbaut die Welt, aber wir sehen es nicht, der Äther durchflutet sie und trägt auf unsagbar schnellen Schwingen den Lichtstrahl durch die Weiten des Alls, aber wir sehen auch ihn nicht. So wollen auch wir den Sinn vom Sichtbaren auf das Unsichtbare richten und wachsen „am Glauben, der nicht schaut, und doch dem Unsichtbaren, als säh' er Ihn, vertraut.“

Und endlich! — Schönheit und Harmonie ist der Grundzug dieses Weltalls, so gestalte du, Mensch, auch dein ganzes Sein zu sittlicher Schönheit und zu edler Harmonie, damit du nicht ein dunkler Flecken im Lichtglanz der Gotteswelt seist, sondern ein Ton, der sich harmonisch einfügt in den ewigen Sphärensang dieser Welten.



Aus dem Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg:

Aberdiel, Elise, Lebenserinnerungen. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen, vervollständigt durch Auszüge aus Briefen und Tagebüchern. Mit 11 Kunstdruckbildern. Herausg. von Hannah Gleiss. 440 S. Kl. 4^o.

Brosch. Mk. 4.50, eleg. geb. Mk. 5.—

Bausteine zum Aufbau des evangelischen Gemeindelebens. Eine Sammlung von volkstümlichen Abhandlungen, herausgegeben im Auftrage der Wichern-Vereinigung zur Förderung christlichen Volkslebens. Einzeln 10 Pfg.; 50 Hefte Mk. 4.50, 100 Hefte Mk. 8.—

Heft 1: Michaelis, Landeskirche und Reich Gottes.

Heft 2: Nebe, Der Hausvater als Hauspriester.

Heft 3: Burckhardt, Dienst d. Frau in Haus und Gemeinde.

Heft 4: Engler, Kinderseelsorge.

Heft 5: Stuhmann, Die Mitarbeit der männlichen Jugend am Gemeindeleben.

Heft 6: Cordes, Frömmigkeit und Kirchenbesuch.

— Buchausgabe (enth. Heft 1—6) geb. Mk. —.75

Blau, Paul, Bergfegen. Gedanken und Gedichte aus den Bergen. Buchschmuck von Albr. Biedermann. 143 S.

Kart. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Dennert, G., Prof. Dr. Es werde! Ein Bild der Schöpfung. 3. Aufl. Mk. 1.—, 10 Ex. Mk. 9.—, 25 Ex. Mk. 20.—

— **Naturgesetz, Zufall, Vorsehung.** 74 S. 2. Aufl.

Kart. Mk. 1.—, 10 Expl. Mk. 9.—, 25 Expl. Mk. 20.—

— **Das Geheimnis des Lebens.** Mit 53 Figuren. 64 S. Kart. Mk. 1.—, 10 Expl. Mk. 9.—, 25 Expl. Mk. 20.—

— **Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker.** Eine Sammlung von Auswahlbänden. Jeder Band 9—10 Bogen.

Kart. Mk. 1.90, Subscriptionspreis Mk. 1.70

Bd. 1. Immanuel Kant. Ausgewählt und bearbeitet von Prof. Dr. L. Weis. 142 S.

Bd. 2. Sören Kierkegaard. Ausgewählt und beantwortet von A. Wäthold. 153 S.

Aus dem Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg:

- Bd. 3. Charles Kingsley. Ausgewählt und bearbeitet von Dr. G. Samtleben. 140 S.
- Bd. 4. Johannes Tauler. Ausgewählt und bearbeitet von Lic. Dr. v. Langsdorff. 144 S.
- Bd. 5. Zimmer geknickt, aber nie zerbrochen. Gedanken und Worte von August Tholud. Ausgewählt und bewortet von Prof. D. V. Witte. 144 S.
- Bd. 6. Der Leib unterwegs, das Herz daheim. Gedanken und Worte von Geiler von Kaysersberg. Ausgewählt und bearbeitet von Lic. A. Bruckner. 126 S.
- Hennig, M., Taten Jesu in unseren Tagen.** Skizzen und Bilder aus der Arbeit der Inneren und Äußeren Mission, gezeichnet von einer Reihe ihrer deutschen Vertreter. Mit zwei Illustrationen von H. Schäfer. 357 S. Broschiert Mk. 3.—, geb. Mk. 3.50, Geschenkausgabe, elegant gebunden Mk. 4.50
- **Wie der Meister uns in den Weinberg rief.** Zeugnisse von Jesu Taten an seinen Jüngern, dargestellt von bekannten Vertretern der Inneren und Äußeren Mission. 350 S. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.50, Geschenkausgabe Mk. 4.50
- **Welch eine Wendung!** Gottes Walten in der Geschichte der Völker. Unter Mitwirkung von C. Beyer, M. Ulbrich, Joh. Dose, W. Noeldechen, H. Petrich, A. Bomhardt, A. Stein, H. Stuhmann, B. Rogge, D. Rebe, H. Kocholl, E. Schreiner, P. Fleischmann, J. Bonnet, R. Nißlas herausgegeben von D. M. Hennig. 298 S. gr. 8°, mit Illustrationen von A. Glattacker. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.50, Geschenkausgabe, eleg. geb. Mk. 4.50
- **D. Joh. Hinr. Wicherns Lebenswerk** in seiner Bedeutung für das deutsche Volk. In Verbindung mit mehreren Fachgenossen herausgegeben. 163 S. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.80
- Hoffmann, Frau Adolf, Ins volle Leben, ins volle Glück!** Ein Wort an alle unsere Töchter. 46 S. Kart. Mk. 50.—
- **Näher zum Ideal!** Ein Mädchenbuch auch für Eltern. Mit Buchschmuck von A. Biedermann. 240 S. Geb. Mk. 3.—, elegant gebunden mit Goldschnitt Mk. 4.—

Aus dem Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg:
Lehr und Wehr fürs deutsche Volk. Eine Sammlung volks-
tümlich-wissenschaftlicher Abhandlungen.

Einzeln Mk. —.10, 100 Exempl. Mk. 8.—

- Nr. 1. Studemund, Gibt es einen Gott?
Nr. 2. Julius Werner, Haedels „Welträtsel“.
Nr. 3. Petran, Das Gewissen.
Nr. 4/5. Lic. Weber, Christentum und Kulturfortschritt.
Nr. 6. Piltz, Was berühmte Männer über die Bibel sagen.
Nr. 7. Pfennigsdorf, Was ist Glaube?
Nr. 8. Baartz, Was ist Offenbarung?
Nr. 9. Broistedt, Wer bist du? Was willst du? Woher? Wohin?
Nr. 10. Splittgerber, Kann ein moderner Mensch an Wunder glauben?
Nr. 11. Hennig, Sind wir unsterblich?
Nr. 12. Gareis, Was sagt die Heidenmission dem modernen Menschen?
Nr. 13. Lic. Schneider, Wissen und Glaube.
Nr. 14. Thomä, Hat Nietzsche recht?
Nr. 15. Bertling, Was ist Religion?
Nr. 16. Bronisch, Ist Jesus auferstanden?
Nr. 17. Sommer, Ehe oder freie Liebe.
Nr. 18. Dr. von Schwarz, Was ist Materialismus?
Nr. 19. —, Ist der Materialismus wissenschaftlich?
Nr. 20. Leisegang, Große Männer — kleiner Glaube?
Nr. 21. Cordes, Das Buch der Bücher!
Nr. 22. Hansen, Praktisches Christentum im Staatsleben.
Nr. 23/24. Ebert, Das Leben Jesu — Sage oder Geschichte?
Nr. 25. Becker, Einführung ins Neue Testament.
Nr. 26. Splittgerber, Die Abstammung des Menschen.
Nr. 27. Klar, An der Grenze zweier Welten.
Nr. 28. Stadie, Erbliche Belastung und sittliche Befreiung.
Nr. 29. Strümpfel, Kolonialbesitz und Christenpflicht.
Nr. 30. Lucht, Wie kann Gott das zulassen?

Lehr und Wehr, Buchausgabe: Bd. I, enthaltend Heft 1—12

kart. Mk. 1.50

— Bd. II, enthaltend Heft 13—24

kart. Mk. 1.50

Aus dem Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg:

Mahling, Fr., Probleme der modernen Frauenfrage. 85 S.

Kart. Mk. 1.—

Mahling, Fr., und Behrens, Fr., Welche Aufgaben erwachsen der Inneren Mission aus der gegenwärtigen Entwicklung der Arbeiterbewegung? 48 S.

Mk. —.50

Derzen, Dietrich von, Von Wichern bis Kosadowsky.

Zur Geschichte der Sozialreform und der christlichen Arbeiterbewegung. 250 S.

Brosch. Mk. 2.20, geb. Mk. 3.—

Petrow, G. S., Auf dem Wege zu Gott. Betrachtungen

über Gott und die göttliche Wahrheit. Aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von Hofrat A. v. Mickwitz. Mit einem Vorwort von Baron v. Uexküll-Bremen. 104 S. Mk. 1.20

— Das Evangelium als Grundlage des Lebens. Mit einem Vorwort von P. v. Rudtjeschell in Hamburg und einer biographischen Skizze. Autorisierte Übersetzung nach der 21. russ. Auflage durch Hofrat A. v. Mickwitz. 150 S. 2. Aufl. Mk. 1.80

Pfennigsdorf, Lic. G., Moderner Mensch und Christ. 96 S.

4.—6. Tausend.

Kart. Mk. 1.20

Simja, Josef, Das Geheimnis der Person Jesu. 5. Aufl.

Kart. Mk. 1.—, 10 Expl. Mk. 9.—, 25 Expl. Mk. 20.—

Weber, L., Lic., Soziales Handbuch, 341 S. Mit mehreren Tabellen etc.

Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50

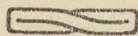
Zedlitz und Neutirch, Anna Freifrau von, Kindergedanken und Gedanken über Kinder. 223 S. Kart. Mk. 3.—, geb. 4.—

— Aus frohen Jugendtagen. Stiftserinnerungen. Mit Originalbuchschmuck. 190 S.

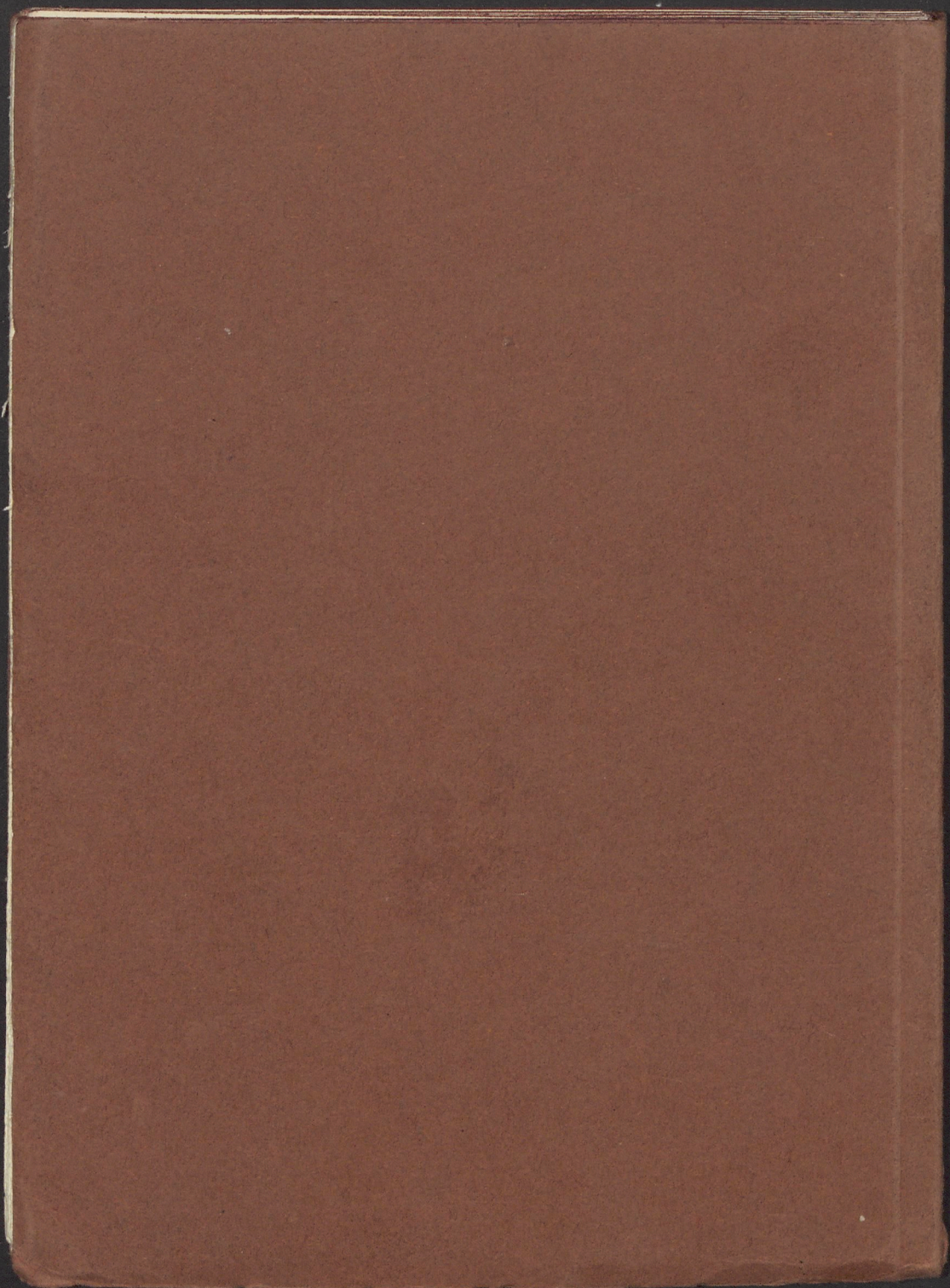
Kart. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

— ... und hätte der Liebe nicht. Gedanken über Krankenpflege. 94 S. kl. 4^o, mit Buchschmuck von der Verfasserin.

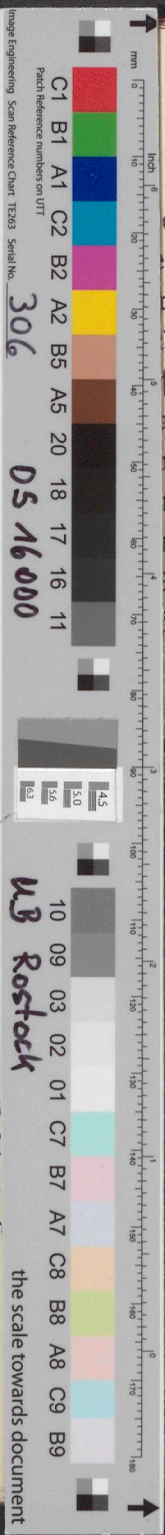
Kart. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.20.







W
da be
Sunkt
aber
noch
ignora
wir w
schon
entspre
— zu
wird
stehen
materi
heit &
inneru
der G
und H
zu ein
lichen
bringt
Gedan
feine
W
ein „
wollen
modern



on genug Forscher gegeben, welche
er Menshengeist sei nichts als die
enzellen. Zum modernen Weltbild
ls wirklich erwiesen nicht. Da gilt
fne Wort E. Du Bois-Reynonds:
abimus! Wir wissen es nicht, und
wissen! — — Und wenn wir wirklich
n, daß mit jedem Gedanken eine
ng der Gehirnatome verbunden wäre
Atombewegung und dem Gedanken
seiten eine unausfüllbare Kluft be-
gibt zahlreiche Tatsachen, welche der
smus nicht erklären kann: die Ein-
ns, das Wiederaufsteigen der Er-
en Jahren, d. h. trotz des Wechsels
die Erscheinungen der Suggestion
moderne Forschung kommt höchstens
aus der geistigen und der körper-
behirn, zu einer Erklärung derselben
und wird sie es nie bringen. Der
ständigkeit des Geistes behält daher
auch in bezug auf diese große Frage
(Es ist nicht klar!) vorliegt, so
nicht vergessen: daß nämlich unser
n vielen seiner Züge eine unver-